Paed.
263
(3

~~III. 150.c~~
Paed. 263. III
C

Kleine Kinderwelt,

oder

Neues Lesebuch

zur

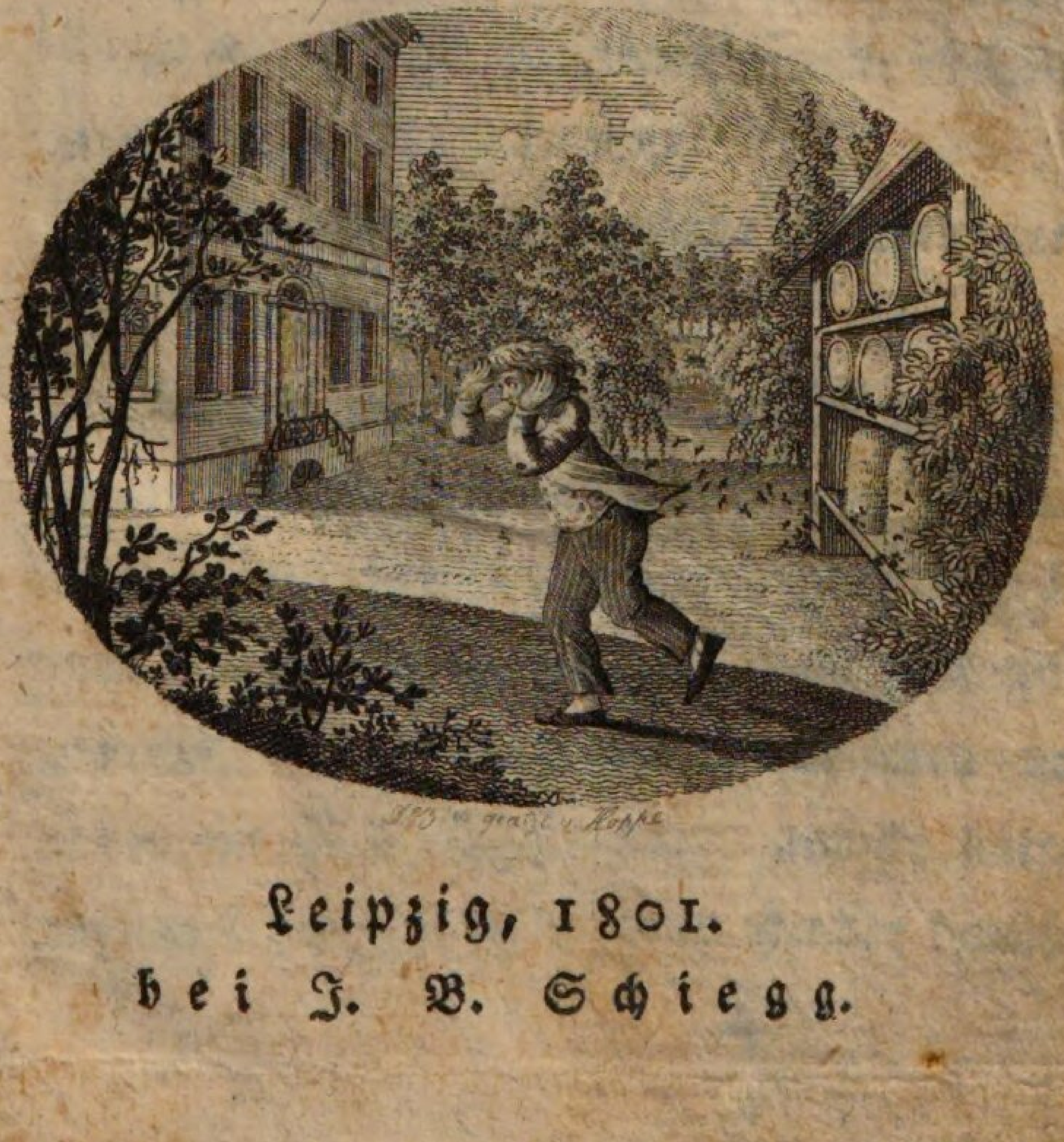
ersten Bildung des gesunden

Menschenverstandes

für

das Alter von fünf bis acht Jahren.

Drittes Bändchen.



Leipzig, 1801.

bei J. B. Schiegg.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

I.

Der kleine Lügner.

„Lieber Vater, wir hätten wohl eine Bitte an Sie," redeten Adolph und Philipp ihren Vater an, als sie an seiner Seite in ihrem Garten spazieren giengen.

„Und diese Bitte bestünde?" antwortete der Vater freundlich.

Darauf nahm Adolph das Wort: Wir waren gestern bey unserm lieben Nachbar. Auch er hat einen so großen Garten wie sie, auch er hat drey Kinder, die nicht älter sind, als wir. Der Vater hat einem jeden von ihnen ein Beet eingeräumet, und sie hätten es nur sehen sollen, was die Kinder darüber

für Freude hatten. Auf dem einen Beete standen allerliebste Erdbeeren; auf dem zweyten Beete stand Sallat, welchen sie ihrer Mutter in die Küche trugen, und auf dem dritten wächst Spinat, den sie nun auch bald werden abschneiden können.

Der Vater sagte, daß das allerdings recht angenehm seyn müsse, und daß es gut von diesen Kindern sey, daß ihnen dieses Freude gemacht habe.

„Und nun wollten wir sie bitten, daß sie uns ebenfalls einige Beete einräumen möchten, fuhr Adolph fort. Es ist doch gar so schön! Sie sollten nur die Erbeeren sehen und kosten. Auch hätten wir uns schon ein Plätzchen ausersehen, das uns der Gärtner abgeben will."

„Kinder, sagte der Vater, ich wollte nichts darwider haben, wollte euch dieses Plätzchen recht gern geben; aber ich fürchte, ich fürchte eure Freude wird nicht von Bestand seyn."

„Je, liebes Väterchen, warum denn nicht?“ fragte der jüngere Philipp.

„Sieh, mein Sohn, die Erdbeere, der Sallat, der Spinat, wächst nicht sogleich, wie ihr ihn gepflanzt habt. Zur Gärtnerey gehört viel Geduld, uud die habt ihr beide nicht. Ihr batet mich um einen Baukasten. Ich habe euch einen gekauft; habe euch aus den einzelnen Stückchen desselben ein Haus aufgesetzt; habe es euch gewiesen, wie ihr es machen müsset, um ebenfalls ein Haus aus den einzelnen Stückchen aufsetzen zu können. Ihr gabt euch ein Stündchen lang Mühe, als euch aber die Arbeit noch nicht gelingen wollte, so blieb der Baukasten stehen, und ihr habt nicht ein einzigesmal wieder damit gespielt. Ich fürchte, ich fürchte, wie es mit dem Baukasten war, so wird es auch mit dem Gartenbeete werden.“

„Bruder, erwiederte Adolph, da hat der Vater recht; aber diese kleine Gärtnerey

wird gewiß nicht so viel Geduld erfordern, als der langweilige Baukasten."

„Du stellst dir das eben wieder so leicht vor, als da ich euch das Haus aufbauete. Ehe ein Viertelstündchen vergehet, soll mein Haus dastehen, sagte Philipp; uud sollte ich bis in die tiefe Nacht sinnen und Versuche machen, so lasse ich nicht nach, bis mein Haus fertig dastehet. Und kaum war ein halbes Stündchen weg, so waret ihr davon gelaufen, und der Baukasten stand einsam und von euch verlassen da. Wenn ich euch nun diese Beete, jedem zwey schenkte, was wolltet ihr zuerst damit machen!"

Adolph. Wir würden die Erde dieser Beete umgraben müssen.

Vater. Gut. Und was weiter?

Adolph. Wir würden das Erdreich düngen müssen. Das hat mir der Gärtner schon vor dem Jahre erklärt, und ich habe ihm zugesehen, wie er es gemacht hat.

Vater. Recht gut. Das alles hat seine Richtigkeit.

Adolph. Dann säe ich, oder pflanze. Vater, ach welch eine Freude muß es seyn, wenn man gesäet hat, und man kommt an das Beet, und sieht nun, wie alles so schön aus der Erde hervorkeimt, — oder wenn man gepflanzt hat, und die Pflanzen stehen da, wie unsre Grenadiere, in Reih und Glied.

Der Vater. Gesetzt nun aber, es regnete recht sehr lange nicht, und du kämst, und erblicktest deine Grenadiere, wie sie die Köpfe hängen.

Adolph. So würde ich meine Gießkanne nehmen, und sie des Tages ein- oder mehreremahle begießen; würde mich aber zuvor von unserm Gärtner belehren lassen.

Der Vater. Wenn du nun aber alles gethan hättest, was den Wachsthum und das Fortkommen deiner Saat, deiner Pflanzen befördern könnte, und du fändest, daß diese

Saat, diese Pflanzen doch nicht wachsen und gedeihen wollten? wie alsdann?

Adolph. So würde ich sie, oder den Gärtner um guten Rath fragen.

Vater. Wenn ich, oder der Gärtner dich dann zu deinem Beete führten, und dir eine Menge Unkraut zeigten, welches um und neben deiner Saat und deinen Pflanzen stünde, und die Ursache wäre, daß deine zeitherigen Bemühungen fruchtlos blieben?

Adolph. Ach, lieber Vater, dann würde ich das Unkraut herausziehen.

Vater. Aber da würdest du manche deiner Pflanzen zugleich mit herausziehen, denn das Unkraut ist ein gar zudringlicher Gast.

Adolph. Da würde ich sehr behutsam seyn, und meinen ersten Versuch in der Gegenwart unsers Gärtners machen.

Vater. Recht gut, mein Sohn. Du stellst dir aber das Gäten, so nennt man das Herausziehen des Unkrauts, sehr leicht vor;

aber denke dir es, wenn du Stunden lang dich bücken mußt, oder knien sollst, wie beschwerlich wird dir dieses werden?

Adolph. Als eine leichte Sache stelle ich mir das Gäten nicht vor, denn ich habe es gesehen, wie beschwerlich es ist, habe die alte Anna oft betrachtet, und bedauert, wenn ihr die Schweißtropfen über das Gesicht herabfielen.

Vater. Und doch wolltest du standhaft genug seyn, diese Beschwerlichkeiten zu ertragen um deines Vergnügens willen?

Adolph. Ja Vater, ich werde gewiß standhaft seyn.

Vater. Wirst länger ausharren, wie bey dem Baukasten?

Adolph. Gewiß.

Philipp. Und was Bruder Adolph verspricht, versprech ich auch.

Vater. Gut; ihr sollet die Beete haben. Aber ihr braucht dazu Handwerkszeug, als: Grabscheit, Rechen, Spaten u.

s. w. Ich würde euch auch dieses sehr gern kaufen, aber ich traue euch nicht, und dann hätte ich mein Geld vergeblich weggegeben.

Philipp. Vater, ich weiß, wie wir das machen können. Sie nehmen das Geld zum Ankauf des Handwerksgeräths aus unsern Sparbüchsen. Und ich dächte, wenn wir recht anhaltend fleißig wären, und erbauten Erdbeeren, Sallat, Spinat, so kauften sie uns diese Früchte wieder ab, und was wir daraus löseten, steckten sie dann wieder in die Sparbüchse.

Vater. Dieser Einfall ist nicht uneben. Ich lasse mir das gefallen. Ich merke aus euern Antworten, daß ihr den Wunsch schon lange gehegt habt, und in unserm Garten aufmerksame Beobachter gewesen seyd. Um so mehr sollte mir es leid thun, würdet ihr dieses Vergnügens eben so leicht wieder überdrüßig werden, wie des Baukastens.

Noch an dem nehmlichen Tage wurden die zur Gärtnerey gehörigen Geräthschaften

gekauft, und der Anfang schon mit dem Grabscheit gemacht.

Adolph hatte beynahe nun eine Stunde gegraben; Philipp ebenfalls. Der Gärtner Hans kam, und besah ihre Arbeit. Er war mit Beiden zufrieden.

„Nun, dächt ich, könntet ihr es heut dabey bewenden lassen und aufhören, erinnerte Hans. Bald wollt ich wetten, ihr müßtet müde seyn."

Adolph. Ganz müde bin ich nun wohl nicht.

Philipp. (lacht Adolphen aus) Wie, du müde? O seht mir diesen Helden. Ich bin ein ganzes Jahr jünger, und ich fühle mich noch nicht ermattet.

Hans. Matt ist auch Adolph nicht.

Philipp. Ich grabe noch eine ganze Stunde so fort, noch zwey Stunden, das ist mir Spaß.

Hanns. (schüttelt den Kopf) Sonderbar! Aber, aber wie wirds morgen werden?

Morgen muß wieder gegraben werden, und da wirds dem armen Philipp in allen Gliedern liegen.

Philipp. Das wollen wir sehen.

Adolph hörte auf zu graben; Philipp grub immer noch, und kam ein großes Stück weiter, als sein Bruder. Morgen, dachte Philipp, führe ich den Vater hierher; er wird mich loben, wird mit mir zufrieden seyn. Er wird sagen: ey, ey, Adolph ist lange nicht so fleißig gewesen, wie Philipp.

Es dunkelte schon, als Philipp sein Grabscheit niederlegte.

Bey dem Abendessen war Philipp sehr vorlaut, als der Vater fragte: wie es mit der Gärtnerarbeit gegangen sey? „Kommen sie morgen, lieber Vater, sagte er, in den Garten, und sehen sie, wer am fleißigsten gewesen ist.“

„Ich werde kommen, sagte der Vater: ob es aber früher oder später geschehen dürf-

te, kann ich nicht ganz zuverläßig sagen; vermuthlich geschieht es gegen Abend erst."

Kaum war am andern Morgen die Sonne aufgegangen, so war Adolph schon aus seinem Bette herausgesprungen, hatte sich angezogen, sich still aus der Schlafkammer und in den Garten geschlichen. Philipp aber schlief noch fest. Die Schwester weckte ihren Bruder. „Ach, lispelte dieser im Schlafe, lasse mich gehen, ich bin wie zerschlagen, bin noch erschrecklich müde." Aber, erwiederte die Schwester: Adolph ist schon fast eine Stunde im Garten und gräbt.

Philipp antwortete noch halb schlaftrunken: Ey mag er doch. Ich habe gestern zwey Stunden länger gegraben, als er; komm ich eine Stunde später, so bin ich doch gewiß eine Stunde noch vor, und er hohlt mich nicht ein.

„Das kann seyn und nicht seyn. — Es stehet in deinem Willen, du kannst es machen, wie du es willst."

Die Schwester ging wieder, und Philipp schlief länger fort.

Der Vater ging ganz unvermuthet sehr früh schon in den Garten, und freuete sich, Adolphen zu finden. Er besah seine Arbeit, und war mit ihm zufrieden. Wo ist dein Bruder? fragte er.

Adolph. Er schläft noch. Er war vermuthlich sehr müde, denn er hat gestern zwey Stunden länger gegraben, als ich. —

Der Vater ging im Garten spatzieren. Endlich kam Philipp; aber er ging so langsam, dehnte sich aus, jähnte, und gab alle Kennzeichen, daß er noch sehr müde sey, und nicht ausgeschlafen habe. Er machte ein paar große Augen, als er sah, daß Adolph viel mehr gegraben hatte, als er.

„Das hätte ich mir nicht träumen lassen, dachte Philipp, nahm sein Grabscheit, und grub. Es wurde ihm entsetzlich sauer. Die Arbeit gieng nicht von der Stelle.

„Das stellte ich mir gestern schon vor,

sagte Adolph: Du hast zwar einige Stunden länger gearbeitet, als ich; aber ich wußte, daß das alte Sprichwort wahr sey: Morgenstunde hat Gold im Munde. Ich entkräftete mich nicht ganz, da uns niemand zwang, über unsere Kräfte zu arbeiten. Der Schlaf hat mich gestärkt, der Morgen ist schön. Nun geht mir die Arbeit nach Herzenslust von statten, und ist mir noch so angenehm wie gestern.

„Ja, ja, sagte der Gärtner Hans: indem er um eine Ecke herum kam, und beyden zugehört hatte, „das konnte ich mir vorstellen. Nun wirds Mosje Philippen blutsauer, nun wird er dieses Vergnügen bald satt haben. Wenn man den Bogen zu stark spannt, springt er. Aber das ist so Mosje Philipps Sitte. Ich kenne ihn. Erst greift er mit verdoppelten Kräften an, und dann läßt ers wieder liegen.“

Der Vater kam dazu. „Sieh, Philipp, nun ist doch dein Bruder weiter, wie du, sagte

er; auch hat er weit besser gegraben, wie du. Dieses Stückchen hier, hast du recht brav gemacht. Dieses aber ist weit schlechter gegraben, da bist du mit dem Grabscheit bald tiefer gefahren, bald hast du die Fläche kaum berührt. Wer viel arbeitet, arbeitet nicht immer gut. Adolph fühlte sich gestern ermattet, und er that recht, daß er aufhörete. Er war früher auf, seine Kräfte hatten sich wieder gesammelt, und nun kann er nicht allein mehr arbeiten, als du, der du noch müde und matt bist; sondern seine Arbeit ist auch weit besser. Du wirst fast dein ganzes Beet wieder umgraben müssen. Dir wird die Sonnenhitze auf den Buckel brennen, und dein Bruder wird sich in den Schatten der Bäume lagern. Ueberlege dir es selbst, und du wirst finden, daß ich dir nicht zu viel thue. Adolph wird in seinen Lehrstunden aufmerksam; du aber müde seyn, folglich gehet dir auch hier ein ganzer Tag verlohren. Eure Gärtnerey soll nur ein Ver-

gnügen, ein Zeitvertreib für euch seyn; darum dürft ihr das übrige, was ihr zu lernen habt, und was euch zu euerer Bestimmung fähiger machen soll, nicht verabsäumen."

Der Vater ging an seine Geschäfte. Adolph grub noch eine halbe Stunde; sein Beet war umgegraben, und seine Arbeit war tüchtig und gut. Er erbot sich, seinem Bruder zu helfen. Dieser aber schlug sein gutgemeyntes Anerbieten aus. Adolph ruhete ein wenig aus, und ging alsdann in seine Lehrstunden mit heiterem, vergnügten Geiste.

Kaum war Adolph hinweg, so sah sich Philipp nach dem Gärtnerburschen um, der in einiger Entfernung arbeitete. Er winkte ihm, daß er zu ihm herkommen möchte. Der Bursche kam.

„Willst du mir nicht dieses Beet recht gut umgraben? fragte ihn Philipp. Ich will dir einen Groschen geben."

„Ich denke, sie sollen das Beet fertig machen."

Philipp. Mir wirds sehr sauer; ich fühle mich zu müde. Doch möchte ich nicht gern meinem Bruder nachstehen. Sieh, der ist fertig.

Bursche. Und so viel ich davon verstehe, hat er seine Sachen recht gut gemacht.

Philipp. Dann, wenn du das Beet ganz gut umgegraben hast, sollst du mir solches auch mit Sallatpflanzen bestecken. Wort ist Wort. Ich gebe dir einen Groschen. Du mußt aber deine ganze Kunst darauf verwenden, und keiner Menschenseele eine Sylbe davon merken lassen, daß du nicht, sondern — ich — du verstehst mich schon.

Bursche. Ey wohl verstehe ich sie. Aber sie können und dürfen nichts verschenken.

Philipp. (lacht) Ah, du denkst, ich habe kein Geld? Sieh und höre.

Philipp zog seine Börse heraus, und

klimperte damit. „Glaubst du nun, daß ich dich bezahlen kann?“ fragte er.

„Daß sie Geld haben, bezweifle ich gar nicht; ob sie aber ohne ihres Herrn Vaters Willen etwas davon weggeben können, das möchte eine andere Frage seyn.“

„Die ich dir mit einem aufrichtigen Ja beantworten kann. Ich will den Fall annehmen: Dort säß ein armer, alter Mann, und spräche mich um eine Wohlthat an. Gleich zög ich meine Börse, gäb ihm einen Groschen; erzähle es am Abend dem Vater, und er lobt mich, wenn ich wohlthätig gewesen bin.“

„Also, meynten sie, wollten sie es heut ihrem Herrn Vater auch sagen, daß sie mir einen Groschen gegeben hätten, weil ich ihnen die Beete gegraben und bepflanzt hätte? erwiederte der Gärtnerbursche, und sah Philippen bedenklich an.“

Philipp gerieth durch diese Frage in einige Verlegenheit.

„Wissen sie was, junger Herr, fuhr der Gärtnerbursche in seiner Rede fort: ich mag ihren Groschen nicht; ich will ihnen aber doch ihre Arbeit machen, und will es auch keinem Menschen verrathen, daß ich, und nicht sie, das Beet bestellt habe. Aber sie müssen mir zuvor etwas anders, als ihren Groschen, dagegen versprechen."

Philipp. Was du willst.

Bursche. Sie müssen aber auch Wort halten.

Philipp. Ein Schelm, wer sein Versprechen nicht erfüllt.

Bursche. Ich werde sie wieder daran erinnern; denn ihr Versprechen gilt nicht nur für heut.

Philipp. Du hältst mich aber auch außerordentlich lange auf, und weißt doch, daß ich so wenig Zeit habe. Mache weiter keine Umstände, und rede, fordere, was du haben willst.

Bursche. Was sie mir versprechen sollen, ist das, daß sie sich nicht so jung schon so vornehm gewöhnen und glauben sollen, daß man Alles in der Welt mit Geld zwingen könne, und daß wir gemeinen geringen Leute nur darum in der Welt wären, daß wir für sie arbeiten müßten, und sie nichts thun dürften.

Philipp. Nun ja doch, das will ich dir versprechen, Aber witzig und vorsichtig mußt du es anfangen, daß nichts entdeckt wird.

Bursche. Das will ich thun; aber mit der Bedingung, daß diese Zumuthung die erste sey und die letzte bleibe.

Philipp. Auch das verspreche ich dir; hilf mir nur dasmahl aus meiner Verlegenheit.

Bursche. Hm! Mosje Philipp, wie sie das eine Verlegenheit nennen können, weiß ich doch wirklich nicht. —

Philipp. Das kann wohl seyn.

Bursche. Denn sehen sie nur, die Beete laufen nicht davon. Herzlich schlecht haben sie gegraben, das ist allerdings wahr. Aber solche Fehler lassen sich verbessern, sie sind kein Gärtner von Profession.

Philipp. Ich will aber schlechterdings nicht, daß mein Bruder etwas voraus haben soll. Wirst du wohl in einigen Stunden mit dieser Arbeit fertig seyn? Versprichst du mir das?

Bursche. Das ist mir ein Späßchen.

Philipp. Nun; da du mir diese Gefälligkeit erzeigen willst, so sollst du auf immer einen Dankbaren an mir haben.

Philipp eilte nun ebenfalls in die Lehrstunde. Sein Lehrer erkundigte sich, warum er so lange ausgeblieben sey? Und er entschuldigte sich aufs beste, und bat um Verzeihung, mit dem Zusatze: daß er seinem Vater eine heimliche Freude habe machen wollen.

So wie nun Philipp und Anton einige

freye Augenblicke hatten, so flüsterte Philipp seinem Bruder zu: Was du für große Augen machen wirst, wenn wir nach Tische in den Garten gehen werden; Brüderchen, Brüderchen, du wirst staunen!

„Wie so?“ fragte Adolph.

„Meine Sallatpflanzen stehen allerliebst schon da in Reyh und Gliedern, daß es eine Freude ist.“

„Ich gönne dir diese Freude. Zu einer andern Zeit werde ich dir es wieder zuvorthun,“ sagte Adolph ganz gelassen.

Nach Tische führte Philipp seinen Vater in den Garten, und ging mit ihm auf seine Beete zu. Der Vater hatte seine Freude daran.

„Und das alles hättest du gegraben und gepflanzt?“

„Alles, alles,“ antwortete Philipp.

„Aber deine Beete sahen diesen Morgen nicht so gut aus, wie jetzt.“

„Da sie ihr Misfallen darüber bezeigten, so habe ich sie wieder umgegraben.“

„Darüber hast du wohl deine Lehrstunden versäumt? fragte der Vater wieder, und sah Philippen scharf ins Auge.“

„Höchstens habe ich nur ein halbes Stündchen versäumt, erwiederte Philipp. Sie können mir es glauben.“

Der Vater. Aber das ist eine Arbeit, worüber du gestern zwey Stunden zubrachtest.

Philipp. Aller Anfang ist schwer. Nach und nach wird die Arbeit leichter, und gelingt also auch besser. Aber sehen sie denn meine schöne Sallatpflanzen nicht?

Der Vater. Diese hast du wohl nicht gesetzt.

Philipp. Wer anders?

Der Vater. Von welchem Beete hast du die Pflanzen genommen? Es ist mir unangenehm, daß du das ohne Zuthun des Gärtners gethan hast.

Philipp. Väterchen, ich habe das nicht für mich gethan. Ich fragte den Gärtnerburschen. Er zog diese Pflanzen aus, und hat mir es gewiesen, wie man pflanzen muß?

Der Vater. Und hat dir vielleicht die ganze Arbeit gemacht, und du hast nur zugesehen?

Philipp. Nein, lieber Vater. Er hat nicht mehr als drey Pflanzen in jeder Reihe gesteckt; das übrige habe ich alles gemacht.

Der Vater. Ich werde den Gärtnerburschen fragen.

Philipp. Fragen sie ihn, lieber Vater.

Der Vater gieng. Philipp zitterte am ganzen Leibe, seine Backen glüheten, sein Herz klopfte. „Du hast deinen guten Vater belogen," tönte es ihm gleichsam von allen Seiten entgegen. Du wirst entdeckt werden, er wird den Gärtnerburschen fragen,

dieser wird die Wahrheit gestehen, und dein Vater wird dir sein Vertrauen entziehen.“ Philipp stellte sich auf seine Zehen und machte einen langen Hals, um zu sehen, ob der Vater in die Gärtnerwohnung gehe. „Ach, wie froh bin ich, daß er seinen Weg nicht dahin nimmt, und gar aus dem Garten gehet! Was für eine schreckliche Angst kann einem eine Lüge machen! In meinem Leben will ich nicht wieder lügen!“

Nun lief er augenblicklich zu dem Gärtnerburschen und bat ihn recht dringend, daß er ja schweigen und niemanden etwas sagen solle; mein Vater würde mich hassen, sagte Philipp, und weinte bitterlich.

„Mosje Philipp, sagte der Gärtnerbursche, da ichs wirklich sehe, daß sie ihren großen Fehler bereuen, so will ich schweigen. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, alles, alles ihrem Herrn Vater zu veroffenbaren. Aber das versichere ich, ertappe ich sie wieder auf solchen Wegen, so sage ich alles,

und wenn sie mir alle Reiche der Welt anbieten wollten. — Ihr Vater ist mein Wohlthäter. Das wäre ein schöner Dank von mir, wenn ich die Ursache seyn sollte, daß aus seinem Sohn ein Lügner werden könnte. Und zweytens, will ich mirs nun ernstlich verbitten, daß sie mich künftighin nicht mehr für ihr Hänschen halten, und mich immer zum Besten haben, wie es zeither geschehen ist, oder bey meiner Ehre, ich platze einmahl heraus damit, wenn sie mir es zu bunt machen. Das merken sie sich.

Adolph kam nun auch herbey.

„Je, lieber Philipp! was ist dir widerfahren? fragte er. Ich denke, wie freudig ich dich finden werde, und finde dich so traurig; du machtest mich auf deine Sallatpflanzen neugierig, und nun stehest du da, als hättest du geweint, oder wolltest erst weinen," sagte Adolph.

„Adolph, du hast recht. Das Weinen ist mir näher, als das Lachen."

Adolph. Und warum?

Philipp. (etwas verlegen) Je, da ist mir eine Katze über meine Beete gesprungen, und hat mir einige der schönsten Pflanzen darnieder getreten.

Adolph. (besieht die Beete) Aber ich sehe ja nicht die geringsten Spuren davon.

Philipp. Ich habe die Löcher wieder zugescharrt.

Der Gärtnerbursche. Mosje Philipp, ich möchte ihnen gern etwas heimliches sagen.

Adolph. So? Habt ihr Geheimnisse?

Der Gärtnerbursche. O im geringsten nicht. Es ist der Katze wegen.

Der Gärtnerbursche zog Philippen auf einen Winkel und sprach ihm ins Ohr: Was haben sie mir versprochen? Sie wollten nie, nie wieder lügen, und doch thun sie es in ebenderselben Stunde schon wieder. Ich halte, was ich verspreche.

Philipp. O lieber, lieber Herzens-

freund, vergieb nur dieses mal noch. Die Geschichte mit der Katze war würklich eine Nothlüge. — Ich war in der äußersten Verlegenheit.

Der Gärtnerbursche. Da haben sie es doch. Das ist gewöhnlich so. Es bleibt selten bey einer Lüge. Die erste zieht immer mehrere nach sich. Und manche Lüge hat schon mehr als zwanzig böse Folgen gehabt. Ich bin ein ehrlicher Bauernknabe gewesen; aber das habe ich doch gemerkt, daß man einer Lüge die Menge Nachtheile gar nicht ansieht, die sie bringen kann. Jetzt mag es gut seyn; aber nun auch keine Nothlüge mehr.

Adolph. Aber hört', ihr sprecht euch sehr viel ins Gewissen.

Der Gärtnerbursche. Je nun, es fallen manchmal solche Dinge unter uns vor, die wir nicht jedermann veroffenbaren können. Nicht wahr, Mosje Philipp. Jetzt aber adjeu! Ich muß an meine Arbeit.

Adolph. Und ich habe noch eine Bitte an dich.

Gärtnerbursche. Wenn's nicht lange dauert.

Adolph. Meinem Bruder hast du so schöne Pflanzen gegeben, hast ihn unterrichtet, wie er pflanzen soll, und gegen mich wolltest du nicht so freundschaftlich seyn?

Gärtnerbursche. Wenn ich nur Zeit hätte. Wissen sie was? Lassen sie sich's Mosje Philippen weisen.

Philipp. Brüderchen, ich wollte dir gern dienen, aber du weißt, ich habe heute schon ein Stündchen bey unserm Lehrer versäumt; habe es ihm versprochen, du hast es selbst mit angehört, daß ich das Versäumte wieder einbringen will. —

Adolph. Da kann ich dich freylich nicht abhalten. (Zu dem Gärtnerburschen) Also muß ich schon meine Bitte wiederhohlen, daß du mir es weisest, wie man pflanzt.

Bursche. Hätten sie mirs nur gleich gesagt, wie sie kamen, ehe wir da so viel plauderten. Ich fürchte, mein Herr. . .

Adolph. Wenn es weiter nichts, als der Erlaubniß deines Herrn bedarf, o! die will ich bald von ihm erhalten.

Adolph ging zum Gärtner, und bat ihn darum.

„Meinetwegen, sagte der Gärtner. So viel kann er ihnen wohl zeigen; ich wünsche Glück, junger Herr College, und wenn ihnen die Lust nicht etwann vergehen sollte, so stehe ich dann zu ihren Diensten, wollen sie tiefer in unsere Kunst eindringen.

Froh lief Adolph wieder zu dem Burschen. „Gut, recht gut ist ihr Beet gegraben, sagte er, was wollen sie nun darauf gepflanzt haben?“

Adolph. Ich wünsche die nähmlichen Sorten verpflanzen zu können, wie mein Bruder Philipp.

Der Bursche hohlte die Pflanzen, und

zeigte es Adolphen, wie man die Pflanzen stecken und dann warten und pflegen müsse, wenn sie gut fortkommen sollten. Adolph war sehr lehrbegierig. Einige Pflanzen steckte der Gärtnerbursche. Dann aber pflanzte Adolph ohne alle weitre Beyhülfe, und er machte seine Sachen recht geschickt. Nun kannst du schon an deine Arbeit gehen, sagte Adolph zum Gärtnerburschen: ich will dich nicht länger aufhalten. Bin ich ganz fertig, so hohle ich dich wieder. Du zeigst mir dann, wo ich gefehlt habe, und ich verbessere meinen Fehler. Der Gärtner kam nach Verlauf einer kleinen Zeit selbst, und sah, was Adolph gemacht, und ob ihm der Gärtnerbursche eine gute Anweisung gegeben hatte. Er war mit beyden sehr zufrieden. Auch Adolphs Vater kam dazu, und sah den Sohn mit Geschicklichkeit seine Arbeit verrichten. Des Vaters Beyfall ermunterte den Sohn.

Der Gärtnerbursche kam den Garten

entlang daher. Adolphs Vater winkte ihm, und fragte: ob Philipp das alles wirklich selbst gegraben und gepflanzt, ob er ihm nicht etwann geholfen habe?

Der arme Bursche gerieth in Verlegenheit. Er wollte Philippen nicht wehe thun, und doch lag ihm auch, als einem guten Menschen, die Wahrheit am Herzen. Er half sich so gut durch, als es gehen wollte, und der Vater konnte merken, daß Philipp wenigstens nicht Alles selbst gemacht hätte. Doch sagte er ihm vor der Hand noch nichts darüber.

Philipp kam ganz allein wieder in den Garten. Der Gärtnerbursche suchte ihn auf. „Hören sie, Mosje Philipp, in meinem Leben lasse ich mich nicht wieder von ihnen bewegen, ihre Lügen zu verbergen, und wenn sie mich noch glücklicher machen könnten. Wissen sie, daß ich von ihrem Herrn Vater gefragt worden bin, ob sie auch selbst

diese Beete so gut gegraben und bepflanzt hätten.

Philipp. (sehr ängstlich) Und was sagtest du? Du hast mich doch nicht verrathen?

Bursche. Ich hätte freylich die Wahrheit gestehen sollen. Sie dauerten mich aber zu sehr; also habe ich es nicht gethan. Will mirs aber nochmals verbitten, mich nie, nie wieder in eine so schlimme Sache zu ziehen. Ich liebe die Wahrheit, und will sie ewig lieben, will lieber ein armer Schelm und ein vergnügter Mensch, als ein Lügner seyn, und von meinem Gewissen geängstet werden. Ihr Vater ist mein Wohlthäter, und ich mußte vor ihm stehen und ihn belügen, um ihnen nicht Verdruß zu machen. Da haben sie nun schon die zweyte schlimme Folge ihrer Lüge: Schon zog diese einzige Lüge die zweyte nach sich, und nun setzen sie auch noch andere Menschen dadurch in Verlegenheit.

Philipp schmiegte sich an den Gärtner-

burschen an, weinte bitterlich, und versprach nochmals: nie, nie wieder zu lügen; sagte, daß er nicht gelogen haben würde, wenn er sich es vorgestellet hätte, daß eine Lüge schon so viel schlimme Folgen haben würde.

Philipp gieng zurück und beherzigte die ihm gegebene Lehre. Sein Weg führete ihn bey Adolphs Beeten vorbey. Fast schöner als seine Pflanzen, standen Adolphs Pflanzen da. Er seufzete tief. „So viel Freude als mein Bruder über seine Arbeit empfinden muß, sagte er zu sich selbst, kann ich nicht empfinden. Er hat selbst gegraben, selbst gepflanzt. Ich habe es machen lassen, und habe gelogen, habe meinen Vater und Bruder hintergangen. Wenn es auch nicht herauskommen sollte, wenn auch niemand weiter etwas davon weiß, als unser Gartenbursche, so wird mir doch mein Gewissen

keine Ruhe lassen, und mir beständig Vorwürfe darüber machen. Da sehe ich meinen Bruder vor seinen Beeten stehen sehe, wie die Freude aus seinen Augen blitzt, und wie er den Lohn seiner Arbeit vollkommen genießt. Und hier stehe ich nun neben ihm. Meine Pflanzen stehen nicht minder schön, und ich, ich kann mich doch nicht freuen; denn jede dieser Pflanzen straft mich Lügen."

Philipp ging mit diesen Gedanken auf seine Stube. Alle sahen es ihm an, daß er sehr betrübt war. Sie fragten ihn, was ihm fehle? Er wich aber, so gut er konnte, diesen Fragen aus, und suchte sich eine heitere Miene zu geben.

Tags darauf kam der Vater zu seinen Söhnen auf ihr Zimmer. „Es ist ein herrlicher, herrlicher Morgen meine Kinder, sagte er. Kommt, wir wollen in den Garten gehen. Ich schenke jedem von euch noch

ein Beet. Diesen Morgen muß sich es treflich graben und pflanzen lassen."

Beide Söhne folgten ihrem Vater. Er wies ihnen die Beete an. Adolph nahm das Grabscheit. Rüstig gieng ihm die Arbeit von statten. Philipp nahm ebenfalls das Grabscheit; aber er zeigte sich weniger geschickt bey seiner Arbeit, als sein Bruder.

„Nimm dir nur Zeit, mein Sohn," erinnerte der Vater. Uebereile dich nicht, denn niemand treibt dich."

Philipp übereilte sich nicht, und doch grub er bey weitem nicht so gut, wie sein Bruder.

„Philipp, woran liegts? fragte der Vater: vorgestern hattest du zwey Beete so gut gegraben, deine Arbeit war fast besser, wie die deines Bruders, und heute stellst du dich nicht viel besser an, als hättest du nie ein Grabscheit in deinen Händen gehabt. Oder gehörst du etwann schon zu jenen Menschen,

die die übele Gewohnheit an sich haben, daß sie nicht arbeiten können, wenn man ihnen zusieht?"

„Ach nein, seufzete Philipp, und seine Wangen troffen vom Schweiß; ich weiß es selbst nicht, wie das zugehet."

„Fühlst du dich krank?" fragte der Vater ihn nochmals.

„Nein, guter Vater, ich fühle mich nicht krank."

Der Vater verwunderte sich, und nahm Adolphen, führte ihn an ein Beet, worauf junge Pflanzen stunden, und zeigte ihm diejenigen, die er ausziehen und auf sein frischgegrabenes Beet verpflanzen sollte.

Wie sie zurück kamen, war nun auch Philipp mit Graben fertig geworden. Philipps Arbeit war und blieb schlecht. Der Vater schüttelte den Kopf ganz bedenklich. Er führte auch ihn zu dem Pflanzenbeet. Schon hier zeigte sich Philipp ziemlich un-

geschickt, und riß von vielen Pflänzchen die Wurzel ab.

„Wie, mein Sohn, auch die Pflanzen ohne Wurzel nimmst du, und willst sie verpflanzen? Ey, ey! Gestern noch zeigtest du dich mir, als einen kleinen, geschickten Gärtner, da du mich zu deinen Beeten führtest, und heute finde ich das Gegentheil. Komm! vielleicht zeigst du durch das Pflanzen deine Geschicklichkeit."

Philipp folgte dem Vater zitternd. Er fing an zu pflanzen, und machte seine Sachen hier noch weit schlechter, als bey dem Graben. Adolph hatte hingegen recht sehr gut gepflanzt. Der Vater untersuchte jedes Stück, fand die Pflanzen gut an das Erdreich angedrückt, und gut mit Wasser benetzt. Philipp nahm statt des zum Pflanzen bestimmten Gartengeräths seine Finger, bohrte ein Loch in das Erdreich, drückte die Pflanzen nicht an dasselbe an, sondern scharrte nur etwas Erdreich darüber; auch benetzte

er die Pflanzen nicht, als er sie in die Erde gesteckt hatte. Die armen Pflanzen neigten schon unter seinen Händen ihre Köpfchen, und schienen schon jetzt verwelken zu müssen.

„Philipp! was soll ich von dir denken?" fragte der Vater, und sah seinem Sohne recht ernsthaft in die Augen.

Da schlug dem Knaben das Herz; Thränen rollten aus seinen Augen. Er flog auf seinen Vater zu, umklammerte ihn mit seinen Armen, und weinte noch heftiger. —

„Philipp, was ist dir?" fragte der Vater, der sich seines Sohnes Betragen nicht erklären konnte.

„Vater, bester Vater, werden sie mir wohl vergeben können? stammelte Philipp, und sah so innig gerührt, so reuevoll zu ihm hinauf, daß fast dem Vater selbst Thränen in die Augen gekommen wären."

„Philipp, sagte der Vater, was hast

du begangen, das ich dir nicht vergeben könnte?"

„Ach Vater, guter Vater, Philipp war ein Lügner," bekannte der Kleine in einzelnen, abgebrochenen Sylben.

„Philipp, das ist sehr straffällig — sagte der Vater. Doch deine Reue, die mir nicht bloß eine Furcht vor der Strafe zu seyn scheint, soll deine Strafe mildern, ich werde, ich will dir gern vergeben, wofern du mir nichts verhehlest."

„Nicht ich, stotterte Philipp, sondern unser Gärtnerbursche hat mein Beet gegraben, und die Pflanzen gesteckt. Ich wollte meinen Bruder übertreffen, wollte mir ihren Beyfall erwerben; legte dem Gärtnerburschen ein tiefes Stillschweigen auf. Aber, so wie das geschehen war, so wurde mein Gewissen unruhig; ihr gestriges Lob erfreuete mich nicht; und ich würde es ihnen auch gestanden haben, wenn mich meine Ungeschicklichkeit nicht verrathen hätte."

Da vergab der gute Vater seinem Sohne, und entzog ihm seine Liebe nicht. Philipp versprach, sich, so lange er lebete, auch vor der kleinsten Lüge zu hüten. Der Vater gab ihm noch einige gute Lehren, und gieng nun wieder aus dem Garten. Philipp aber schlich unter die Bäume, und dachte den guten Vermahnungen seines Vaters nach. „Es ist um die Lügen doch ein schändliches Ding, sagte er. Es bleibt selten bey einer einzigen, das habe ich gestern erfahren; ein Lügner setzt auch andere gute Menschen in Verlegenheit; auch das habe ich gestern erfahren, und unser Gärtnerbursche hatte recht, fast hätte ich es ihm nicht geglaubt. Und heute entdeckte ich schon wieder eine neue schlimme Folge des Lügens, die gewiß nur selten ausbleiben wird. Fast alle Lügen offenbaren sich, und kommen an den Tag. Ich dachte, die meinige sollte ein ewiges Geheimniß bleiben, und schon heute entdeckte sie sich selbst. Unser Gärtnerbursche würde

zwar geschwiegen, gewiß geschwiegen haben, niemand hätte es erfahren, daß er meine Beete gegraben und bepflanzt hatte; aber, da muß der Vater auf den Einfall kommen, uns noch ein Beet zu schenken; er will sich eine Freude machen, seine Kinder als kleine Gärtner zu sehen, die ihm schon Proben von ihrer Geschicklichkeit gegeben haben; er dachte gewiß nicht, daß ihn einer seiner Söhne belogen haben könnte, und nun mußte ich mich selbst verrathen. Nein, Philipp, nein, nie, nie, sollst du wieder lügen, und wenn dir es noch gewisser wäre, daß man deine Lüge nicht entdecken könne. Ach, der Gedanke, daß es doch möglich seyn könne, daß man entdeckt werden dürfe, dieser Gedanke drückt das Herz sehr schwer. Nein, nein, Philipp soll nie, nie wieder lügen — gelobte er sich selbst an; — und er hat redlich Wort gehalten.

II.

Der bestrafte Vorwitz.

Oder:

wer nicht hören will, muß fühlen.

Rudolph war ein kleiner vorwitziger Knabe. Oft, recht sehr oft warnte ihn sein Lehrer, und zeigte ihm alle die üblen Folgen, die sein Vorwitz nach sich ziehen müsse; aber Rudolph glaubte ihm nicht, und er war taub gegen alle Vermahnungen, die ihm auch, außer seinem Lehrer, andere verständige und erfahrne Menschen gaben.

Man untersuchte eines Tages die Wasserröhren der Stadt, und hatte deshalb tiefe

Löcher graben müssen. Rudolph sah dieß kaum, so war er schon dabei, und lief von der Seite des Lehrers hinweg, mit welchem er zeither gegangen war. Der Lehrer warnte ihn abermals, und verbot ihm: nicht allzunahe hinzutreten, weil die ausgeworfene Erde und dieser Schutt sehr leicht nachzugeben pflege, und er also in die Grube hinabstürzen könne.

„O, ich werde mich schon in Acht nehmen, sagte er; ich werde es ja merken, wenn die Erde unter mir wanken will." Kaum hatte er aber ausgesprochen, so wankte der Schutt schon; Rudolph konnte sich nicht erhalten, und fiel in die Grube hinab. Zum guten Glück waren einige der Arbeiter, die in den Gruben standen, gefaßt genug, den Knaben aufzufangen, indem er herabfiel. Sie waren seine Erretter; er würde vielleicht sonst den Hals, wenigstens ein Bein oder einen Arm gebrochen haben, und vielleicht zeitlebens ein Krüpel geworden seyn.

„Blitz-Junge, sagte einer von den Arbeitern, du warst gewarnt, und man hätte dich fallen und ein Unglück nehmen lassen sollen, damit du künftig die Lehren verständiger Menschen besser schätzen lerntest. Wirst du fortfahren, so ungehorsam zu seyn, wie zeither, so wirst du deinem Unglück gewiß nicht entlaufen."

Rudolphs Lehrer gab seinem Zögling noch einige ernsthafte Verweise, und glaubte, daß der Knabe nun ganz gewiß klüger geworden seyn würde.

Und wer von meinen Lesern würde nicht eben dasselbe geglaubt haben, und noch glauben? Aber leider irren sie sich. Rudolph war nicht nur vorwitzig; er war auch sehr leichtsinnig.

Nicht lange darauf gieng Rudolph in der Gesellschaft seines Vaters auf ein nahe bei der Stadt gelegenes Ritterguth zum Besuch. Der Besitzer dieses Ritterguths hatte ebenfalls einige Kinder. Es war ein

schöner Tag, man machte sich im Garten ein Vergnügen.

Herr von Walther, so hieß der Besitzer des schönen Guths und des eben so schönen Gartens, führte Rudolphs Vater zu seinen Bienenkörben. Rudolph drängte sich dicht an die Bienenkörbe.

„Nicht so nahe, mein Kind, sagte Herr von Walther; die Bienen könnten dich stechen.

Rudolph machte Miene, als werde er auf diese gütige Warnung nicht achten. Da sein Vater aber sein vorwitziges Wesen gut genug kannte, so zog er ihn gewaltsam zurück.

„Ich bin schon öfters bey Bienenkörben gewesen, und sie haben mir nichts gethan," sagte Rudolph, ob es gleich nicht die Wahrheit war, was er sagte.

Aber sein Vater antwortete ihm: du bleibst von den Bienenkörben entfernt, und folgst.

Auch Herrn von Walthers Kinder, ver-

sicherten Rudolphen, daß sie nie ganz nahe zu den Bienenkörben treten dürften.

Das alles aber fruchtete bey Rudolphen nicht.

Die Gesellschaft verließ den Garten. Rudolph wäre gern zurück geblieben, der Vater aber hatte ein zu scharfes Auge auf ihn, und er mußte ihm nachfolgen.

Endlich aber sah er sich doch die Gelegenheit ab, in den Garten zurückzuschleichen, und sein Vater vermißte ihn nicht, weil er glaubte, er würde vielleicht bey des Herrn von Walthers Kindern in einem andern Zimmer seyn, und mit diesen spielen.

Rudolph befand sich aber schon bey den Bienenkörben und störte sogar die Bienen. Auf einmahl stürzte ein ganzer Bienenschwarm aus den Körben heraus und auf Rudolphen los. Er glaubte seinen erzürnten Verfolgern entlaufen zu können, aber er hatte sich sehr geirrt. Sie flogen schneller, als er laufen konnte; sumseten ihm nicht

nur um den Kopf herum, sondern stachen ihn auch auf das fürchterlichste. Vor Angst und Schmerz zugleich stürzte er auf den Erdboden. Seine Schmerzen wurden heftiger. Sein Kopf schwoll durch die Bienenstiche auf; die Geschwulst nahm immer mehr und mehr zu; seine Hände und Füße erfuhren ein gleiches Schicksal. Die höchste Gluth des stärksten Feuers konnte nicht heftiger schmerzen, als die Wunden, die er von den Bienen erhalten hatte.

Da lag er nun auf der Erde, und wimmerte und jammerte, und es war ihm nicht anders, als wenn er auf der Stelle sterben müßte.

Dieses sein Wimmern und ängstliches Jammern hörte einer der Bedienten des Herrn von Walthers. Er ging den Tönen dieser kläglichen Stimme nach, und fand Rudolphen endlich. Der Bediente lief sogleich zu seinem Herrn, und erzählte, was er gesehen hatte.

Die ganze Gesellschaft eilte in den Garten. Wie erschracken sie alle, da sie Rudolphen halb todt auf der Erde liegen sahen, und die Bienen noch um ihn herumschwärmten, als wenn ihre Rache noch nicht gesättiget sey.

„Unglücklicher Knabe! rief der Vater Rudolphs aus, und rang seine Hände dabey: konntest du deinen Vorwitz nicht eher unterdrücken lernen, als bis du fast dein Leben einbüßen mußtest? Ich warnte dich, du hörtest nicht. Durch deinen Vorwitz hast du diese Bienen gestört, beleidigt, und nun bist du bestraft.

Herr von Walther nahm sogleich frische Gartenerde und bedeckte Rudolphs Gesicht und Hände. Das ist sonst ein sehr gutes Mittel wider Bienen- und Mückenstiche. Aber Rudolph war zu schrecklich zugerichtet, und dieses Mittel blieb ohne guten Erfolg. Man trug den Knaben in ein Zimmer, und mußte einen Arzt holen lassen. Rudolph

mußte unsägliche Martern ausstehen. Ganzer vier Wochen lang brachte er zu, ehe er wieder gesund wurde. Er hatte ehedem den Warnungen seines Vaters, seines Lehrers und anderer verständigen Menschen nicht glauben wollen, darum mußte er durch so schmerzhafte Erfahrungen erst klug gemacht, und das alte Sprüchwort mußte auch an ihm wahr werden: Wer nicht hören will, muß fühlen.

III.

Die jungen Schwalben,

eine Fabel.

„Kinder, sagte eine alte Schwalbe zu ihren Kindern: ich wollte heute das erstemal mit euch ausfliegen; aber der Wind stürmt zu heftig; ich fürchte, ihr würdet unglücklich seyn. —

„Aber, Mütterchen!“ sagte eins ihrer Kinder, sehet, wie stark ich bin, wie ich alle meine Federn habe; ich fühle mich, daß ich gegen den Wind meine Kräfte aufbieten kann, ohne Schaden zu nehmen.“

Die junge Schwalbe steckte ihren Kopf über das Nest hinaus. „Mutter, sagte sie, der Wind hat sich gelegt, es ist ganz angenehmes Wetter."

„Kind, antwortete die Mutter, das bildest du dir ein. Deine Neigung ist stärker, als dein Verstand, der dir den Ausflug heute abrathen muß. Unterdrückst du den Rath, den dir deine Mutter, und welchen dir auch dein eigener Verstand giebt, so wirst du gewiß unglücklich werden."

Die übrigen jungen Schwalben dankten ihrer Mutter für den ihnen gegebenen guten Rath, und hatten keine Lust auszufliegen, wenigstens nicht eher auszufliegen, als es die Mutter für dienlich und rathsam finden würde.

Kaum hatte die Mutter das Nest verlassen, so bezeigte jene Schwalbe eine neue Lust zum Ausfliegen. „Liebes Geschwister, sagte sie, wer weiß, ob morgen und übermorgen der Wind nicht heftiger

seyn wird, wie heute. Ich habe meinen Kopf schon einigemal wieder zum Nest hinausgesteckt, ich versichere euch, der Wind hat sich ganz gelegt. Es ist so lieblich, so angenehm."

„Mache, was du willst," sagten diese: die Mutter meynt es gut mit uns, und ist klüger, als wir. Wir folgen ihr, und fliegen nicht eher aus, als wenn sie uns begleiten will."

„O, seyd ihr feige Geschöpfe! antwortete diese junge Schwalbe. Ihr werdet es sehen, ich komme munter und vergnügt wieder zurück, und lache euch, die ihr älter seyd, als ich, weidlich aus."

Sie versuchte darauf ihre Flügel, und dünkte sich stark genug, ausfliegen zu können.

„Wir bedauern dich, sagten die übrigen jungen Schwalben; doch wollen wir dir Glück auf die Reise wünschen."

Der kleine Waghals lächelte, und flog getrost fort.

Kaum war die junge Schwalbe dem Nest entflogen, so wehete ein neuer Wind, der viel heftiger war, als zuvor. Der Sturm warf die Schwalbe zu Boden. Auf der Erde lauerte eine Katze, und fuhr auf die Schwalbe los. Das arme Schwälbchen sammelte seine Kräfte, und es gelang ihm, sich aufschwingen und den Nachstellungen der Katze entkommen zu können. „Die Mutter hatte doch recht, dachte die Schwalbe, du hättest ihr folgen sollen, Jetzt ist es Zeit, wieder zurückzukehren; du darfst aber deinem Geschwister davon nichts merken lassen, sonst würden sie dich auslachen.“

Sie hatte sich schon wieder in die Höhe geschwungen, und glaubte, außer aller Gefahr zu seyn.

Aber ein neuer Sturm entstand, und warf sie noch gewaltsamer auf den Boden, als das erstemal, so sehr sie auch alle ihre

Kräfte anstrengte, diesem neuen Unglück zu entgehen. Da lag sie nun zwischen Leben und Tod. Einige Knaben sahen sie liegen, ergriffen sie, und drückten sie wider ihren Willen so sehr, denn sie wußten nicht mit jungen Vögeln umzugehen, daß sie unter ihren Händen sterben mußte. Wie sie todt war, warfen sie die Knaben wieder von sich. „Wo bleibt mein armes Kind? jammerte die Mutter, als sie auf die Wiederkehr desselben Stundenlang gehofft hatte.

Die Nacht brach herein; die junge Schwalbe kam noch nicht zurück. Die Mutter erwartete sie des andern Tages, auch diese Hoffnung war vergebens. „Ja, ja, klagte sie, mein Kind ist unglücklich gewesen. Wer weiß, ob es nicht gar sein Leben eingebüßt hat.“

Da freueten sich die übrigen Schwälbchen, daß sie ihrer Mutter gehorsam gewesen waren.

Nach einigen Tagen wurde das Wetter schön; der Wind hatte sich gelegt, und die

Mutter der Schwalben sagte, daß sie nun kein Bedenken mehr haben dürfte, mit ihnen ausfliegen zu können. Da freueten sich die Jungen, und schlugen vor Entzücken mit ihren kleinen Flügeln. Der Zug begann. Alles gieng herrlich und gut. Bald schwangen sie sich höher, bald stiegen sie tiefer zur Erde wieder nieder. Und indem sie so herniedersanken, sahen sie ihre verunglückte Schwester auf der Erde todt liegen. Die Mutter war sehr betrübt, als sie sah, daß ihre Besorgnisse gegründet gewesen waren. Ihre übrigen Jungen nahmen dieses Beyspiel, als eine Warnung, an.

„Ach, sagte die arme betrübte Mutter, man hat immer Schaden davon, wenn man sich mehr Kräfte zutrauet, als man wirklich hat. Wohl dem, der guten Rath annimmt, und glaubt, daß uns Andere oft weit genauer prüfen, was, und wie viel wir vermögen, als wir uns kaum selbst prüfen können.“

Möchten sich doch diese Wahrheit alle Kinder in das Herz schreiben, und diese Regel befolgen, damit es ihnen nicht gehen möge, wie dieser jungen Schwalbe, die so unglücklich war, daß sie sich klüger dünkte, als sie wirklich war.

IV.

Lottchen und Therese.

Lottchen und Therese waren die Töchter des Cammerraths Meiburg. Beyde waren sehr gut gebildet, und wurden fast für die schönsten Mädchen der Stadt gehalten.

Lottchen war sehr eingebildet auf ihr schönes Gesichtchen. Immer sah sie in den Spiegel; nicht etwann nur wenn sie sich ankleidete, nein, so oft sie einen Spiegel gewahr wurde. Ihre Brüder kehrten bisweilen den Spiegel um, oder hingen ein Tuch über denselben. Wenn sie nun nach dem

Spiegel mit vieler Einbildung von sich hineilte, und dann zurück wich, als sie den Rücken des Spiegels, oder gar ein Tuch gewahr wurde, so erhuben jene ein lautes Gelächter. Lottchen hätte beschämt in sich gehen, und sich künftig in Acht nehmen und sich überhaupt nicht so viel auf ihr Figürchen zu gute thun sollen; sie würde besser gethan haben, hätte sie lieber mitgelacht, und ihren Brüdern gedankt, daß sie sie aufmerksamer auf sich selbst hatten machen wollen; aber von dem allen war sie das Gegentheil. Sie schimpfte auf ihre Brüder, nennte solche einfältige Knaben, und je zorniger sie wurde, desto mehr lachten diese. Sie gieng dann zum Vater, und klagte über ihre Brüder. Sie mußte ihm die Ursache erzählen, warum sie so böse auf ihr Geschwister sey. Und selbst der Vater mußte lachen, und er rieth ihr an, daß sie über sich genauer nachdenken solle, dann werde sie die wohlthätigen Absichten ihrer Brüder erkennen, und statt auf solche un=

willig zu seyn, würde sie ihnen noch danken müssen. So lange sie sich aber noch ärgern könne, so lange sey sie noch von dem Wege ihrer Besserung entfernt, und werde noch oft in die Gefahr kommen, ausgelacht zu werden. „Hüte dich, setzte der Vater noch hinzu, daß dich deine Brüder in Zukunft nicht mehr auslachen dürfen, damit man dich nicht in öffentlichen Gesellschaften und ganz fremde Menschen dich auslachen mögen. Ich habe es schon von manchen Leuten gehört, daß du ein sehr eitles Mädchen seyst und dir auf dein Gesichtchen und Figur sehr viel einbildetest; aber ich wollte es ihnen nicht glauben. Da du nun selbst kömmst, und mir durch deine Erzählung sagst, daß du ein sehr eitles Kind bist, so muß ich auch jenen glauben, und ich kann weiter nichts thun, als meine Warnung wiederhohlen: dich zu hüten, daß man ferner über dich nicht mehr lachen möge, weil es bey dem bloßen Gelächter künftighin nicht mehr blei-

ben möchte. Wenn man sich über gewisse Menschen, die es verdienen, satt gelacht hat, so kömmt eine gewisse Geringschätzung hinterdrein, sobald man siehet, sie wollen sich nicht bessern und verständiger werden."

Das waren für Lottchen sehr harte Worte. Jetzt hätte sie sich doch prüfen, und ihren Brüdern danken sollen? Aber, das that sie nicht. Sie gieng in ihr Zimmer, freuete sich, daß sie weiter keine Gesellschaft darinnen fand, als ihrer Mutter Stubenmädchen, stellte sich sogleich wieder vor den Spiegel, und begaffte sich von neuem mit aller Selbstliebe und Thorheit. „Nicht nur meine Brüder, nein sogar mein Vater thut mir Unrecht, sagte sie zu sich selbst. Wenn ein häßliches, oder ein minder schönes Mädchen in den Spiegel sieht, so wendet sie sich bald davon hinweg. Warum? Die Ursache ist ja leicht zu errathen. Die Freude aber, und wenn diese Freude sogar ein kleiner Stolz wäre, so würde es nichts zu bedeuten

haben, die ein schönes Mädchen über sich hat, muß verzeihlich seyn, denn man. . ."

Und wie sie so eben dieses Selbstgespräch endigen wollte, hatte Lottchens jüngster Bruder ganz sachte die Stubenthüre aufgemacht, und er sah sie schon wieder vor dem Spiegel stehen. Er schlug ein helles Gelächter auf, machte die Thüre wieder zu, und lief lachend über den Saal. Alle fragten ihn, die ihm begegneten, was die Ursache sey, daß er so herzlich lachen müsse? Lottchen stehet schon wieder vor dem Spiegel, antwortete er.

Das hörte Lottchen mit an, und sie ärgerte sich außerordentlich darüber.

Sie wendete sich an das Stubenmädchen, das alles mit angesehen und angehöret hatte; und dieses bedauerte das arme Lottchen, tröstete es und beruhigte es damit: daß alles dieses nur aus einem heimlichen Neid geschehe, denn ein schönes Mädchen habe eben so viel Neider, als Bewunderer, und die Neider müßten ihm eben so viel werth seyn,

wo nicht noch mehr, als die Bewunderer; denn alltägliche Dinge beneide man nie.

Diese Worte thaten dem einfältigen Lottchen sehr wohl, und von nun an mochten ihre Brüder nun lachen, so viel sie wollten, sie mochten sagen, was sie wollten, sie gab sich eine hohe Miene, und sah stolz über das alles hinweg. Nur in des Vaters Gegenwart hütete sie sich, in den Spiegel zu sehen und ihr schönes Gesichtchen und ihre schöne Gestalt mit läppischer Selbstgefälligkeit anzustaunen. Das Stubenmädchen ihrer Mutter ward Lottchens vertrauteste Freundin. Nur dieser glaubte sie, weil diese ihr schmeichelte, und das eitle Mädchen noch eitler machte.

Lottchen vergaß ganz, ihren Geist auszubilden. Wer so schön ist, wie du, dachte sie, der hat es nicht nöthig, sich es kümmerlich angelegen seyn zu lassen, auch vielen Verstand zu haben, und viel Kenntnisse zu

besitzen. Der Lehrer klagte, daß sie weit mehr zurück, als vorwärts käme. Die Nätherin ärgerte sich sehr, daß sich das schöne Lottchen bey ihren Arbeiten so äußerst ungeschickt anstelle, und nicht sowohl nachläßig, als sehr zerstreut in und außer ihren Stunden sey. Sie rückte Lottchens Stuhl an eine andere Stelle, damit sie sich nicht so oft im Spiegel besehen konnte; aber das half leider! sehr wenig. Denn nun wurde das bedauernswürdige Mädchen ungehalten, ja, ich möchte es fast boshaft nennen. Was die Nätherin zwanzig mahl erklärt, gezeigt, und aufgetrennt hatte, so oft es nicht recht gemacht worden war, und was endlich Lottchen doch erst gestern noch begriffen und gut gemacht hatte, das arbeitete sie heute wieder so erbärmlich schlecht, als es kaum ein Kind von vier Jahren gemacht haben würde.

Der Musikmeister hatte seine tausend Plagen; anfangs glaubte er, es fehle ihr

an den Geistesfähigkeiten zu dieser eben so schönen, als edlen Kunst; aber er überzeugte sich, daß es nur an Lottchens gutem Willen fehle. Er war aber ein Mann, der den Kindern, und überhaupt seinen Lehrlingen allen, keine Schmeicheleyen sagen konnte, dem seine Kunst wirklicher rechtschaffner Ernst war, und der sie nicht zu einer kleinlichen Spielerey herabwürdigen wollte. Er bat daher Lottchens Eltern, daß er nur bey Lottchens übrigem Geschwister seinen Unterricht fortsetzen, sich aber fernerhin nicht mehr mit Lottchen plagen dürfe, weil die Zeit sowohl, als das Geld, dabey verlohren gehe.

Nur der Tanzmeister bezeigte seine völlige Zufriedenheit mit ihr. Er war ein Schmeichler, und seine süßen Worte waren verständigen Menschen eckelhaft. Indem er den Körper der Kinder durch seine Kunst bildete, verdarb er sehr oft ihre Herzen.

Lottchen wurde unter seiner Anleitung eine sehr vorzügliche Tänzerin.

Therese war nicht minder schön, als ihre Schwester. Wer einer von beyden ihrer körperlichen Schönheit wegen einen Vorzug hätte geben sollen, würde gewiß in Verlegenheit gerathen seyn. Warf man aber die Frage auf, welcher von beyden der Vorzug an Geistesbildung und Verstand zustehe, so entschied man einstimmig für Theresen. Lottchen war stolz, eingebildet; Therese bescheiden. Lottchen that alles, was sie konnte, Andere auf ihre eingebildeten Vorzüge aufmerksam zu machen, und sie schalt alle diejenigen dumm und einfältig, die ihr nur sparsam Lobeserhebungen ertheilten. Therese schlug ihre Augen nieder, wenn man sie ins Gesicht lobte; glaubte, daß dieses Lob noch nicht völlig verdient sey, und daß es nur eine Ermunterung für sie seyn

solle, sich immer noch vollkommner zu machen. Lottchen war es einerley, wer sie lobte, ob Verständige oder Unverständige, Schmeichler oder echte Wahrheitsfreunde. Theresen hingegen freuete das Lob der Thoren nie; erhielt sie aber den Beyfall der Verständigen und Guten, dann glaubte sie sich auf dem Wege, ein ehrenvolles Ziel erreichen zu können.

Therese und Lottchen bekamen beyde in einer Woche die Pockenkrankheit. Unaussprechlich hatte Therese auszustehen, die Blattern an ihrem Körper waren nicht zu zählen. Sie lag sogar ganzer acht Tage blind, und man fürchtete, sie werde großen Schaden an ihren Augen leiden. Und bey allen diesen Gefahren, bey allen diesen empfindlichen Schmerzen, war sie so standhaft, so gelassen.

Wie ganz anders betrug sich Lottchen. So unleidlich, wenigstens sagten dieses Arzt und Wärterin, hätten sie noch kein

Kind gesehen. Von ungefehr erblickte sie ihr Gesicht, das bey weitem nicht den sechzehenten Theil der Pocken hatte, wie das Gesicht Theresens, und sie erschrack außerordentlich, das schöne Gesichtchen so zerlästert zu sehen. Sie weinte die bittersten Thränen, und marterte den Arzt, die Wärterin, ihre Eltern, ihr Geschwister durch die täglich mehr als funfzigmahl wiederhohlte Frage: ob sie wohl häßlich werde, und die Schönheit ihres Gesichts durch diese fürchterliche Krankheit verlieren könne? Lieber will ich sterben, sagte sie, als daß ich häßlich werde.

Glücklicherweise kam sie weit besser durch, als die geduldige Therese. Nach einem halben Jahre sah man ihr es kaum an, daß sie die Pocken gehabt hatte. Keiner ihrer schönen Gesichtszüge war verlohren gegangen. Aber die Pockengruben, die die Blattern auf Theresens Gesicht hinter sich gelassen hatten, waren kaum zu zählen, und hatten

Theresen fast unkenntlich gemacht. Wäre dieses Unglück Lottchen begegnet, sie würde sich zu Tode gegrämt haben.

„Habe ich auch das Bißchen Schönheit eingebüßt, sagte Therese, so ist doch mein Geist und mein Herz unbeschädigt geblieben.“ Und wenn nun Lottchen alle ihre Sorgfalt auf die Verschönerung ihres Körpers verwendete, so verwendete solche Therese auf die Bildung ihres Geistes. Es gab keine der weiblichen Kenntnisse, die sie nicht erlernt hätte. Ihr mangelte keine der weiblichen Geschicklichkeiten, sie bemühete sich um jede Fertigkeit zur Ausübung der für die Frauenzimmer bestimmten Geschäfte und Arbeiten. In der Küche, in dem übrigen Hauswesen, am Nähtisch, im Stricken, in allen Arten von Stickereyen, überall war Therese gewandt, und zeigte vorzügliche Talente. Mit diesen verband sie sehr gute Kenntnisse in der Geschichte, Erdbeschreibung, Naturwissenschaft. Sie mahlte

recht artig, entzückte durch ihr Spiel auf mancherley musikalischen Instrumenten, das sie zugleich mit einem sehr angenehmen Gesang begleitete. Mit Theresen konnte man Tagelang sprechen, und man hatte nie Langeweile; sprach man aber mit Lottchen nur einige Minuten, so war man ihrer überdrüßig, und man wußte nicht, ob man über sie lachen, oder sie bedauern sollte; denn wenn man nicht mit ihr von den neuesten Moden sprach, so wußte sie kein Wort zu sprechen. Wer nicht ihre schöne Gestalt, ihr schönes Gesicht bewunderte, den sah sie für einen Dummkopf an, behandelte ihn schnippisch und fade. Ihre Einfälle waren dann so plump, daß man sich oft ganz verächtlich von ihr wegkehrete. Sie war bisweilen so verwegen, daß sie sich mit ihren falschen witzigen Einfällen sogar an verständige Männer wagte, die sie weit übersahen, und sie so bitter abfertigten, daß sie nicht selten zum Stadtmährchen wurde. Und wie är-

gerte sich Lottchen dann, wenn sie neben ihrer fast häßlich gewordenen Therese stand, und diese sie so verdunkelte, daß man kaum wissen wollte, auch sie sey gegenwärtig. Sie klimperte bisweilen auf dem Clavier; aber nie gelang es ihr, in den Blicken der Zuhörenden nur die geringste Theilnahme zu erregen; denn es lag ihr dabey weiter nichts am Herzen, als ihre schöne Hand zu zeigen. Bisweilen sang sie auch; aber sie zierte sich so dabey, daß man sich — die Ohren hätte verstopfen mögen. Sobald aber Theresens natürlicher gefühlvoller Gesang ertönete, so war alles still umher, und man wollte keinen Ton verlohren gehen lassen. Spielte sie auf dem Clavier, so bewunderte man bald ihre Fertigkeit, mit welcher sie die schwersten Stücke, bald ihr richtiges Gefühl, mit welchem sie auch eine sonst unbedeutende Arie vorzutragen wußte.

Das unbefangene Lob, das Therese von Allen, die sie kannten, einärndete, und die

Zurückſetzung, mit welcher man dagegen Lottchen behandelte, hätte allerdings Lottchen aufmerkſam machen ſollen. Aber Lottchen war wirklich zu verdorben. Sie eilte nach ſolchen Demüthigungen vor ihren Spiegel, bewunderte und gefiel ſich ſelbſt, wenn ſie niemand bewundern, wenn ſie niemanden gefallen wollte. Da ihr nur äußerſt ſelten, oder nie der Beifall der Verſtändigen und der Guten zu Theil wurde, ſo ſuchte ſie ſich Menſchen auf, die ihr glichen; und ſie verlachte dann, wenn ſie von dieſen komplimentirt wurde, die Weiſen, als Thoren, und hielt die Thoren für Weiſe. Und ſo wurde ſie in ihren Narrheiten immer mehr und mehr beſtärkt, und ihre Eitelkeit behielt die Oberhand; denn der eine Theil ihrer Bewunderer war das Geſinde, das ſich durch ſeine Schmeicheleyen bey ihr eine gute Stunde machte; die zweyte Gattung ſolcher Menſchen, die unerſchöpflich in ihren Lobeserhebungen waren, beſtand aus den ſo-

genannten Klatschweibern, Zuträgerinnen. Die kamen dann, und erzählten, wie man nur Lottchen in den meisten Familien das schöne Lottchen und das schönste Mädchen in der Stadt nenne; wie dieser, und jener junge Herr sich bald die Füße weglaufe, um sie nur zu sehen, ob das alles gleich nur Erfindungen und Lügen waren. Sie thaten es einzig nur aus Eigennutz, daß sie dem Mädchen dergleichen lügenhafte Schmeicheleyen vorsagten; denn so bald Lottchen ihrer Eitelkeit geschmeichelt sah und hörte, so war ihr kein Geschenk zu groß, zu wichtig, das sie nicht an solche unwürdige Personen verschwendet hätte. Die dritte Classe von Menschen, die sich um Lottchen versammelte, bestand aus jungen unverschämten Gecken. Entzückt von des Mädchens Schönheit umschwärmten sie solches, und nach einigen Stunden verließen sie Lottchen eben so schnell wieder, als sie hergeflogen waren, wenn sie Verstand hatten; denn sie hielten sie als-

dann für nichts weiter, als eine schöne Puppe.

Therese bildete sich zu einer treflichen Hausmutter, und griff in der Wirthschaft fleißig an. Lottchen aber fürchtete, ihre weichen Hände zu verlieren, und entzog sich all dieser Arbeiten, gieng nur spazieren; in Gesellschaften; in das Schauspiel; auf den Ball u. s. w.

Die Eltern dieser beyden Mädchen starben beyde ganz unvermuthet in einer Woche. Therese war zwanzig, Lottchen neunzehn Jahr alt, als ihre Eltern starben. Sie selbst und auch andere Leute hatten geglaubt, daß sie die Töchter eines reichen Vaters wären. Allein sie hatten in einem falschen Wahn gestanden. Denn kaum war ihr Vater zur Erde bestattet, so meldeten sich eine Menge Schuldner, die sich in die kleine Hinterlassenschaft ihres Vaters theilten, und diese langte bey weitem nicht zu, alle Schulden zu tilgen. Es blieb diesen

Mädchen also gar nichts übrig, und sie waren, ohne Uebertreibung, recht sehr arme Mädchen zu nennen. Untröstlich war Lottchen; ruhiger Therese. Endlich tröstete sich auch Lottchen und sagte zu sich selbst: Deine schöne Gestalt, dein reitzendes Gesicht ist mehr, als das größeste Capital werth. Du wirst nur die Wahl haben, dein Glück zu machen. Es giebt weit mehr reiche, als schöne Mädchen.

Aber sie hatte sich außerordentlich geirrt. Sie sah sich sehr bald von ihren Freunden und Freundinnen verlassen. Die Schmeichler, die ihr so süße Worte vorgesprochen hatten, lächelten, kamen nicht wieder, und sagten, daß es fast kein schöneres — aber auch kein einfältigeres, unausstehlicheres Mädchen gäbe, als Lottchen sey. Lottchen, das sonst keine Stunde zu Hause blieb, lebte nun so einsam; schimpfte auf die Falschheit und Undankbarkeit der Menschen, und hätte nur sich, sich selbst tadeln sollen.

Therese hingegen bekam nach ihrer Eltern Tode fast mehr Freunde, als sie bey Lebzeiten derselben gehabt hatte. Viele Familien, und unter ihnen die vornehmsten und angesehensten, geizten gleichsam nach ihrer Gesellschaft, und Umgang. Lottchen weinte bitterlich, da sie sich so zurückgesetzt, und dagegen ihre Schwester in allen Ehren gehalten sah. Lottchens Schönheit verlor sich durch den innern Gram ihres Herzens; ihre Wangen wurden blaß, ihre feurigen Augen matt und trübe. Sie hätte in sich gehen, und ihre verlohrne Schönheit durch gute Eigenschaften ihres Herzens und Verstandes ersetzen sollen. Das that sie aber nicht. Sie schminkte sich dagegen, affektirte noch mehr als zuvor, zierte sich, und machte sich nun auch lächerlicher, als zuvor. Wer sie allenfalls noch achtete, ihr noch einen Zutritt erlaubte, und ihre lästige Gesellschaft ertrug, der that es einzig nur, weil er ihre Schwester Therese schätzte.

Kaum verflossen einige Jahre, so fand sich einer der reichsten, angesehensten und tugendhaftesten jungen Männer, bot Theresen seine Hand an, und heurathete sie. Therese wurde sehr glücklich. Lottchen beneidete ihre glückliche Schwester, und starb nach einigen Jahren.

V.

Die Gänse,

eine Fabel.

Eine von den Gänsen in einer kleinen Heerde war sehr neidisch. Eben sah sie, wie die Hausfrau in ein Faß das Futter schüttete, daß sie genießen sollten. Sie watschelte rasch und hastig auf dieses Gefäß los, um die erste zu seyn, daß sie alles genießen wollte, und die übrigen nichts finden sollten. Die übrigen wackelten auch schnell daher. Und da jene sah, daß sie von ihnen gestört werden könnte, sprang sie in das Gefäß hinein, damit sie nichts genießen konnten. Da

saß sie nun in dem Gefäß, als die übrigen kamen. Was geschah? Die alberne Gans konnte selbst nun nicht fressen, und die übrigen bissen so wüthend und böse auf sie hinein, daß sie aus dem Gefäß wieder herausspringen mußte, ohne nur einen Bissen, ein Korn von der vielen Nahrung genießen zu können, die für alle zur vollen Genüge aufgeschüttet worden war. Das neidische Thier mußte nun hungern, und hatte sich noch obendrein viel Feinde gemacht.

So, wie es dieser Gans ergieng, ergehet es meistentheils jedem neidischen, allzueigennützigen Menschen.

VI.

Der ungenügsame Wilhelm.

Der kleine Wilhelm war sonst ein rascher, munterer, geistvoller, gesunder Knabe. Wer ihn sah, hatte seine Freude an ihm. Seit einem halben Jahre ward er aber sehr träge, nachläßig; es verdroß ihn oft, ein Wort zu reden, einen Fuß von der Stelle zu setzen. Wo er saß, da blieb er sitzen. Auch wurden seine vollen gesunden rothen Backen bleich und gelblich, sogar sein feuriges Auge verlohr sich, und wurde matt. Kurz, Wilhelm hatte ein ungesundes Ansehen.

Wilhelms Mutter ward darüber sehr besorgt, denn Wilhelm war ihr einziges Kind. Sie fragte ihren Hausarzt: was wohl Schuld und Ursache seyn möge, daß sich ihr Sohn seit einiger Zeit so verändert habe?"

„Nichts weiter ist an dieser Veränderung Schuld und Ursache, antwortete ihr der Arzt, als Wilhelms Ungenügsamkeit. Ich habe mir es eingebildet, daß dieses, worüber sie klagen, darauf erfolgen müsse. Ein im Essen ungenügsamer Mensch kann endlich ein gefräßiger Mensch werden, und dann ist er höchst beklagenswürdig. Jetzt könnte dem armen Knaben vielleicht noch geholfen werden, jetzt wäre es noch Zeit, ihn von einem Elende, das ihn bald betreffen muß, erretten zu können. Wollen sie meine Vorschriften ganz genau befolgen, so soll sich die Angst, die sie über das künftige Schicksal ihres Sohnes haben, gewiß noch in Freude verwandeln, und Wilhelm soll

ein gesunder, munterer, gewandter, froher Mensch wieder werden.

Da freuete sich die Mutter über die ihr gemachte Hoffnung, und sie versprach es dem Arzt, seiner Anordnung sich gänzlich zu überlassen, und Acht zu haben, daß auch Wilhelm seine Vorschriften befolgen solle.

„Die erste Regel, die sie befolgen müssen, verordnete nun der Arzt, ist diese: Wilhelm darf von nun an weder so oft, noch so viel essen, und hauptsächlich gar keinen Kuchen und kein Naschwerk mehr genießen, wie es zeither geschehen ist.“

„Lieber Herr Doktor! erwiederte die Mutter, wenn nun aber Wilhelm hungert? und Kinder, das wissen sie, essen öfterer, als erwachsne Leute.“

„Das ist sehr richtig, antwortete der Doktor: mein Wille ist es auch nicht, daß Wilhelm gar nicht, oder sich nicht satt essen solle, aber nur nicht mehr soll er essen, als er zu seiner Lebensunterhaltung nöthig hat;

und dann muß er gewöhnt werden, zu bestimmten Zeiten zu essen, und nicht, so oft er will. Ich habe den Knaben beobachtet, fast täglich ein ganzes Jahr hindurch beobachtet. Er aß täglich mehr, als acht- bis zehenmal. Frühmorgens hatte er jede halbe Stunde etwas, und meistentheils Küchenwerk, in den Händen, und aß mit so vieler Begierde, als wenn er Heißhunger habe, ob er gleich erst vor einer halben Stunde gegessen hatte. Geben sie ihrem Sohne anfangs statt, daß er jetzt in den Morgenstunden fünf-, sechsmal aß, nur dreymal zu essen; nach einigen Tagen geben sie ihm des Morgens nur zweymal."

„Aber wird er nicht hungern?" wendete Wilhelms Mutter ein.

„Hungern soll er nicht. Geben sie ihm in diesen dreymalen so viel, als er gewöhnlich sonst zu vier- und fünfmalen aß. Geben sie ihm aber jedesmal etwas weniger, und ich stehe ihnen dafür, wir werden den

armen Knaben retten, und ihn so nach und nach auf den Weg der Mäßigkeit bringen. Eben so sorgfältig beobachten sie aber auch meine zweyte Regel: Geben sie ihrem Sohne während dieser Zeit, als wir ihn zu seinem Glück umändern wollen, schlechterdings keine Näschereyen, kein Kuchenwerk."

„Wilhelm hat die Unart an sich, daß er lieber kein Frühstück essen will, wenn es nicht Kuchen seyn kann, Butter- oder Fett-Semmeln. Bedenken sie nur dieses Elend. Heut hat er schon drey Butter-Semmeln gegessen, und zum Mittagsessen vermag er fast so viel, wie ein Mensch von zwanzig Jahren."

„Es ist die höchste Zeit, erwiederte der Doktor, daß wir diesem Uebel entgegen arbeiten. Arzneyen können hier nicht viel thun, weit mehr aber, was ich ihnen bereits vorgeschlagen habe. Aber, liebe Frau, fuhr der Doktor fort: sie müssen auch bey dieser Kur sehr standhaft seyn; sie müssen sich keine

Klagen von ihm über Hunger, keine Klage, daß er sich nicht wohl befinde, und daß er sich krank fühle, bewegen lassen, von der ihnen vorgeschriebenen Ordnung abzugehen. Statt der Buttersemmeln oder des Kuchens geben sie ihm ein Stückchen Roggenbrod mit Salz bestreut. Weigert er sich dieses zu essen, so legen sie es ihm hin, und warten sie es ab. Tritt ein wahrhafter Hunger ein, so greift er unaufgefordert selbst zu. Aber nun müssen sie es auch ihren Dienstboten auf das strengste verbieten, ihm nichts zu geben, ihm auch nicht das geringste heimlich zuzustecken. Und wer es wagt, ihr gegebenes Gesetz zu übertreten, diesen dürfen sie fernerhin, wenn ihnen anders die Wohlfahrt ihres Kindes ganz am Herzen liegt, schlechterdings nicht länger in ihrem Dienst behalten. Denn würde Wilhelm einen Rückenhalt finden, so würden unsere Absichten gewiß verlohren seyn. Und ich werde wohl Recht haben, daß an Wilhelms

Ungenügsamkeit ihre Dienstboten einen großen Antheil haben können. Bald hat ihm dieser, bald jener etwas heimlich zugesteckt, man hat den Knaben für sich gewinnen wollen, und so hat er sich denn diese Unart angewöhnt, die, wenn sie ihm jetzt nicht abgewöhnt wird, sehr leicht alsdann zur zweyten Natur werden dürfte."

Indem der Arzt noch mit Wilhelms Mutter sprach, trat Wilhelm zur Thüre herein. Er schien geweint zu haben, und seine Kleider waren voller Schmuz.

„Wilhelm, was ist dir?" fragte die Mutter.

„Die Jungen haben mich in den Graben geworfen," antwortete Wilhelm.

„Wie, die zwey kleinen Knaben, die mit dir spielten?" fragte die Mutter nochmals ziemlich erstaunt. "Du hast sie gewiß beleidigt?"

„Nein, erwiederte Wilhelm. Sie haben mich zuerst beleidiget."

„Wie so?" fragte die Mutter.

„Ich hatte die Hälfte meines Frühstücks, eine Semmel, gegessen. Die Knaben sahen mir zu. Ich holte die zweyte Semmel aus meiner Tasche hervor. Da machten diese zwey kleinen Jungen gewaltig große Augen. „Sieh, sagte der eine: in der Stunde ist es Mittag, und der holt noch eine Semmel aus der Tasche. So viel ißt keiner unser Drescher." Schon diese Bemerkung ärgerte mich. Aber der zweyte Knabe setzte folgendes dieses meiner Beleidigung hinzu: ich müsse Freß-Kahlens Sohn seyn. Das brachte mich nun ganz außer mir selbst. Ich fuhr auf diese Knaben los, und versetzte ihnen einige Stöße mit meinen Händen. Ehe ich mir es versah, gewannen diese Knaben die Oberhand, und stürzten mich in den Graben. Dann riefen sie: „Guten Appetit, Freß-Kahle! Guten Appetit, Freß-Kahle!" Ich hatte tausend Noth, ehe ich aus dem Graben herauf steigen konnte. Immer fiel

ich wieder hinab. Ich danke Gott, daß ich nicht Arm und Bein gebrochen habe."

„Wilhelm! Wilhelm! rief die Mutter nicht ohne Wehmuth aus: wie unbehilflich bist du jetzt, und wie flink warst du ehedem. Ich bedaure dich nicht. Du hast diese Strafe verdient. Daß diese Knaben sich wunderten, wie du zwey Semmeln noch eine halbe Stunde vor der Mittagsmahlzeit verzehren konntest, verdenke ich ihnen nicht. Und daß sie dir auf eine unangenehme Weise ihr Befremden darüber zu verstehen gaben, hast du verdient. Hättest du dich beschämt zurückgezogen und geschwiegen, so hättest du dich der Gefahr nicht ausgesetzet, die dich betroffen hat."

„Aber, erwiederte Wilhelm, ich konnte mich doch nicht schimpfen lassen. Ob ich gleich nicht weiß, was sie mit dem Freß-Kahle wollten, und wer der Freß-Kahle ist, so sah ich es doch aus ihren Mienen, daß

der Nahme Freß-Kahle ein Schimpfwort seyn sollte."

„Ich glaube wohl, fiel der Arzt hier in Wilhelms Worte ein, daß du den Freß-Kahle nicht kennst. Willst du es aber wissen, wer er war, so will ich dir es erzählen.

„Ich bitte sie darum," sagte Wilhelms Mutter.

„In Wittenberg in Sachsen, so fuhr nun der Arzt zu erzählen fort, von Wilhelms Mutter gebeten, lebte ein Mann, mit Nahmen Jacob Kahle. Er starb im Jahre 1754. Dieser Kahle hat sich durch seine Gefräßigkeit sehr bekannt gemacht, und wenn man in den Gegenden um Wittenberg, und auch noch in andern Gegenden Sachsens einen Menschen benennen will, der unglaublich viel essen kann, so nennt man ihn Freß-Kahle. Dieser Mann konnte nicht nur ungeheuer viel essen, sondern er aß auch Dinge, für die sich andere Menschen bedanken würden, und wenn sie fast vor Hunger

umkommen sollten. So riß er sehr oft aus den Kachelöfen die Kacheln heraus, und verzehrte sie, wie wir, wenn wir eine Portion Fleisch essen. Er ließ es nicht, wenn er hungrig war, bey den Speisen bewenden, die auf den irdenen Tellern oder in den Schüsseln lagen; er verzehrte zugleich die irdenen Teller und Schüsseln mit. Fand er unterwegs, wenn er von einem Ort zum andern wandelte, eine Menge kleiner Kieselsteine daliegen, so sammelte er solche auf, aß oder verschluckte solche vielmehr, und nennete diese einen vortreflichen Sallat. Er hatte ein so scharfes, fast zerschneidendes Gebiß, daß, wenn er in eine Kachel oder in einen Stein biß, die Spuren gerade so sichtbar waren, wie bey uns, wenn wir in einen Apfel beißen. Oft verzehrte er mit einer Tasse Kaffee, einem Glas Wein, die Tasse und das Glas selbst zugleich mit, und man konnte es deutlich hören, wie er die Scherbel der Tasse und das

Glas mit seinen Zähnen zermalmete. Es ist kaum glaublich, aber es ist unbedingt wahr, daß er, wenn er hungrig war, einen ziemlich großen Hammel mit Fell und Knochen aufzehren konnte. Einst fraß er zu einem Frühstück ein Spanferkel mit Haut und Haaren auf. Ein andermal war er hungrig, und fand nichts zu essen, was seinen Hunger stillen konnte. Was war zu thun? Er sah ein bleyernes Schreibzeug nebst einem Sandfaß vor sich stehen, das mit Streusand angefüllt war — und er verschlang das Sandfaß, mit dem Sande, das bleyerne Tintenfaß, vollgefüllt mit Tinte, und dazu noch das Federmesser obendrein, das in dem Schreibzeug lag. Man kann sich's denken, daß dieser elende, bejammernswürdige Kahle nicht so viel verdienen konnte, als er zu seinem Unterhalte brauchte, um nicht zu verhungern; daher mußte er oft mit Thieren vorlieb nehmen, vor welchen uns ekelt, und wo wir lieber Hunger ster-

ben, als uns mit solchen nähren würden. Oft waren Ratten, Mäuse, Heuschrecken, Raupen und dergl. eine Delikatesse für ihn. Einst kam er in ein Wirthshaus, und war hungrig. Alles, was der Wirth hatte, gab er dem heißhungrigen Fresser; all das Brod, all das Fleisch, kurz, alle Nahrungsmittel, die er vorräthig hatte, gab er ihm. Zwölf Menschen wenigstens hätten sich daran satt essen können, und wenn sie noch hungriger gewesen wären, und noch so viel gegessen hätten. Aber unsern Kahle sättigte dieses nicht; er blieb, nachdem er alles aufgezehrt hatte, noch sehr hungrig. Er sah sich in der Stube um, ob er nichts finde, seinen Hunger stillen zu können; aber er suchte vergebens. Dem Wirth wurde Angst, daß er ihn nicht endlich selbst aufzehren möchte. Endlich wurde Kahle einen Dudelsack gewahr, welcher einem Pohlen gehörte, der in diesem Gasthofe eingekehrt war. Welch ein herrlicher Fund für ihn!

Er fuhr darauf los; und in einigen Minuten war der Dudelsack verzehrt. Wie der Besitzer des Dudelsacks dieses sah, floh er zur Thüre hinaus, und glaubte nach seiner Meynung, daß wenigstens Kahle kein natürlicher Mensch seyn müsse." —

Wilhelm stand da, sah einmahl um das andere den Doktor an, und sagte endlich: daß dieses unmöglich, oder Kahle ein Menschenfresser gewesen seyn müsse.

„Nein, guter Wilhelm," erwiederte der Doktor, das alles was ich gesagt habe ist die reine, lautere Wahrheit. „Es sind mehrere Personen darüber gerichtlich verhört worden, die es mit angesehen haben."

„Ein schauderhafter Mensch! vielleicht der einzige in seiner Art;" rief Wilhelms Mutter aus.

„O nein," erwiederte der Arzt. Die Geschichte stellt uns mehrere Beyspiele von gefräßigen Menschen auf. Vor ohngefehr achtzehen Jahren lebte in der Gegend von Göttingen

ein Mann, der diesem Kahle völlig ähnlich war, ihn bisweilen gar noch übertraf. Und nur vor zehn oder zwölf Jahren befand sich in Leipzig ein Sprachmeister, Nahmens Hoppe, der sich nie bey einer Mittagsmahlzeit völlig gesättigt fühlte, wenn er nicht wenigstens 8 bis 12 Pfund Fleisch genossen hatte. Und, wer weiß, setzte der Doktor hinzu, ob nicht binnen zehen oder zwölf Jahren unser Wilhelm auf der Liste jener Menschen stehen kann, die durch ihre Vielfräßigkeit sich merkwürdig und berüchtigt gemacht haben. Fährt er so fort, wie er es jetzt treibt, so möchte dieses leicht möglich werden können."

„Das wolle doch Gott nicht," seufzete Wilhelms Mutter.

Und Wilhelm stand da, sah überrascht den Doktor an, und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Wollte mir Wilhelm aber folgen, so könnte er diesem großen Uebel noch zur rechten Zeit entgehen, sprach der Doktor dann

dem beängstigten Knaben zu. Auch im Essen und Trinken kann man sich außerordentlich verwöhnen. Der Magen und die Gedärme sind überaus weich, und lassen sich durch Ueberfüllung sehr weit ausdehnen. Wilhelm, betrachte einen gestrickten, sehr engen Strumpf! Du wendest alle Mühe an, diesen, trotz daß er dir zu enge ist, an dein Bein zu ziehen. Ist es dir einmal gelungen, so wird er immer weiter und weiter werden. So ist es mit dem Magen. Je mehr du solchen durch Speisen ausdehnst, desto weiter wird er. Je mehr du in ihn hineinschüttest, desto reizbarer wird er; desto mehr wird er immer haben wollen. Am Ende wirst du ihn gar nicht mehr befriedigen können. Aus einem anfangs angenehmen Appetite wird schmerzliche Heißbegierde, die du nie vollkommen stillen kannst, und die dir Quaal und eine Menge unangenehme Folgen verursachen wird. Sieh, der Anfang dieser bösen Folgen macht sich schon an dir sichtbar. Du

hattest ehedem ein so frisches, rothes, volles, gesundes Ansehen; jetzt sind deine Wangen bleich, deine Augen matt. Sonst warst du so flink auf den Beinen; keiner von deinen Gespielen holte dich ein, wenn ihr nach einem Ziele ausliefst; jetzt bist du so träge, so faul, so unbehilflich, daß dich zwey kleine Knaben, die um viele Jahre jünger sind, als du, in einen Graben werfen können. Ehedem liebtest du die Arbeit, und ermuntertest deine Gespielen gewöhnlich zum Fleiß; jetzt muß man dich treiben, und es ist ein Jammeranblick, zu sehen, wie dir alles so sauer wird. Alle diese Dinge sind Folgen deiner Unmäßigkeit, die dir, wenn du nicht bald ablässest, so sehr zur Gewohnheit werden dürften, daß es dir unmöglich werden kann, dir solche wieder abzugewöhnen. Wilhelm! sey entschlossen! fasse Muth. Stelle dir das Elend vor, das dich treffen könne, und denke ununterbrochen an die Beyspiele, die ich dir vor Augen gestellt

habe. Glaube nicht, daß es immer ein wahrer Hunger sey, wenn du essen möchtest. Es ist gewiß deine alte liebe Gewohnheit, die sich dir erinnerlich machen will. Statt daß du sonst alle Stunden essen mußtest, so iß jetzt nur des Tages vier-, höchstens fünfmahl. Und wenn du issest, so genieße alles nur mäßig, nie aber so viel du kannst. Mache dir Bewegung, und denke nicht an das Essen, wenigstens befriedige diesen Trieb nicht eher, als zu einer bestimmten Stunde, die du dir, außer deiner Mittagsmahlzeit, selbst festsetzen kannst. Hast du es einmal dahin gebracht, so wird dir es auch alsdann gelingen, daß du diese dir gewählte Stunde wieder verändern kannst, und daß du nicht fürchten darfst, verhungern zu müssen, wenn du um die gesetzte Stunde einmal ein Stündchen länger warten mußt. Dann, lieber Wilhelm, wenn du nicht mehr so unmäßig und so ungenügsam seyn wirst, dann werden deine rothen Wangen wieder erscheinen,

dein Geist wird heiter, und dein Körper gewandt und wieder flink werden; und du wirst dann weder dir noch andern lästig seyn.

Wilhelm faßte durch diese dringenden und einleuchtenden Vorstellungen bewogen, den guten Entschluß, sich zu ändern, und umschlang mit seinen Händen recht merkbar wehmüthig seine Mutter. „Gute, beste Mutter, sagte er, ich will alles thun, was der Herr Doktor anordnen wird. Haben sie Geduld mit mir.“

Da küßte die Mutter ihren Sohn, und weinte vor Freuden.

Schon an dem nämlichen Tage befolgte Wilhelm die Gesetze seiner Mutter und des Arztes. Die ersten Schritte zu seiner Umänderung wurden ihm schwer. Bald aber sah er, daß er immer mehr und mehr vorwärts kam, und dann hatte er eine desto

lebhaftere Freude. Beyde, der Arzt und die Mutter, hatten recht; der unmäßige, ungenügsame, bleichsüchtige, träge, unbehilfliche Wilhelm verwandelte sich binnen einer kurzen Zeit in einen mäßigen, genügsamen, rothwangichten, fleißigen und gewandten Knaben, und war von nun an weder sich selbst, noch auch Andern zur Last.

VII.

Der kleine Trotzkopf.

„Liebes Malchen, gieb mir die Scheere," bat der kleine Carl seine ältere Schwester.

„Ich kann dir die Scheere nicht geben," antwortete die Schwester.

„Und warum nicht?" fragte Carl.

„Weil ich sie selbst brauche."

„Du mußt mir sie geben," rief Carl etwas unwillig.

„Ich muß? Und wer will mich zwingen?" erwiederte Malchen. Ich soll mit meiner Arbeit fertig seyn, die Mutter ver-

langt sie von mir. Alle Augenblicke brauche ich die Scheere bey meiner Nähterey.

„Und ich muß die Scheere haben, du mußt mir sie geben. Giebst du mir die Scheere nicht gutwillig, so werde ich mir sie selbst nehmen!" äußerte Carl nun noch unwilliger, als zuvor.

„Und ich werde dich auf die Hand schlagen, wenn du dir dieses erlauben willst. Kurz und gut, du bekommst die Scheere nicht, weil ich sie brauche, und weil meine Arbeit nöthiger ist, als deine Spielereyen."

Während dieses Streites war die Mutter in das Zimmer gekommen. Carl schwieg, setzte sich auf den Stuhl in einen Winkel des Zimmers, und machte ein häßliches grämisches Gesicht."

„Carl, was ist dir?" fragte die Mutter: dir ist das Weinen näher, als das Lachen.

„Malchen will mir die Scheere nicht geben," stotterte Carl.

„Das ist ganz natürlich," bedeutete ihn die Mutter, weil sie Malchen braucht.

Carl. Ich wollte meine Bilder aus-schneiden.

Mutter. Malchens Arbeit ist nicht nur nützlicher, sondern auch nöthiger. Und überdem sehe ich die Scheere nicht gern in deinen Händen, wenn nicht jemand die Aufsicht über dich hat, weil du gar zu unachtsam bist, und solche spitzige Instrumente Kindern gar nicht zu erlauben sind. Hast du nicht etwann schon Erfahrungen genug von deiner Unachtsamkeit? Kaum ist die Wunde geheilt, die du dir mit dem Messer gemacht hattest; mit der Scheere möchte es noch weit schlimmer ablaufen.

Carl hätte nun überzeugt seyn können, daß es seine Schwester mit ihm gut gemeynt habe; er hätte seiner Mutter für ihre gütige Zurechtweisung danken sollen. Aber so gut war Carl nicht. Sein Gesicht verrieth den Unwillen seines Herzens; er saß wie ein

Stummer auf dem Stuhl, und sah mit seinen Augen zur Erde nieder.

Die Mutter besah Malchens Arbeit, war sehr wohl mit ihr zufrieden, und lobte ihren Fleiß. Dann gieng sie wieder aus dem Zimmer.

Malchen eilte zu ihrem Bruder, als sie mit ihrer Arbeit ganz fertig war, nahm ihn sanft bey den Händen. Und er riß seine Hand gewaltsam aus der ihrigen, und stieß das gute Mädchen von sich.

Die Mutter schickte Malchen einen kleinen Teller voll schönen, frischen Obstes, Pflaumen, Birnen, u. s. w. Malchen theilte mit ihrem Bruder gewissenhaft, und brachte ihm die Hälfte mit freundlicher Miene entgegen, ohne daß ihr die Mutter hatte sagen lassen, daß sie mit ihrem Bruder theilen solle. Nun hätte er doch in sich gehen, und durch die Nachgiebigkeit, durch die Liebe seiner Schwester gerührt, und zu einem freundlicheren Betragen bewogen werden

sollen. Allein Carl trotzte. „Ich mag deine Birnen, ich mag deine Pflaumen nicht; kannst sie allein essen," sagte er.

Malchen bat ihn, er solle doch nicht so garstig seyn. Das aber machte ebenfalls keinen Eindruck auf ihn.

Malchen that noch mehr. Sie hohlte Carls Bilder, die er mit der Scheere auszuschneiden pflegte, brachte die Scheere selbst mit', und sagte, daß er sich nun sein Vergnügen machen könne. Auch wolle sie bey ihm bleiben, und ihm zusehen, damit er sich nicht stechen möge, und die Mutter nicht erschrecken dürfe, wenn sie von ohngefehr zur Thüre hereinträte, und die Scheere in seiner Hand sähe.

„Nun mag ich auch nicht, du kannst deine Scheere behalten," antwortete Carl auf Malchens freundliches Anerbieten.

Da nun dem guten Mädchen keiner seiner Versuche gelang, so wurde es des fer-

nern Bittens überdrüßig, und verließ den Bruder.

Die Magd vom Hause sollte sich bey Carln nach etwas erkundigen. Sie fragte einmal, fragte zweymal, dreymal — und erhielt keine Antwort.

„Du lieber Himmel! Ist Carl ganz taub geworden? hat er die Sprache verlohren?" rufte sie fast mit einigem Spotte, denn sie kannte den kleinen Trotzkopf.

Carl bewies aber sogleich, daß er weder taub noch stumm, sondern nur ein unartiger Knabe war, denn er fieng an zu schimpfen, und stampfte boshaft mit seinen Füßen. Je mehr er aber schimpfte, desto lauter lachte die Magd, und desto bitterer ward ihr Spott. Sie verließ nicht ohne schmerzendes Hohngelächter das Zimmer wieder, und Carl setzte sich auf seinen Stuhl. Eine Stunde lang saß er da. Endlich behagte ihm diese Einsamkeit nicht mehr. Er suchte seine Spielsachen, spielte ganz allein, und

blieb dabey immer noch so mürrisch, als vorher.

Auch Malchen kam wieder zurück, und war so freundlich gegen ihren Bruder, als wenn er sie gar nicht mit seinem trotzigen Betragen beleidigt hätte; aber Carls Unterlippe hieng fast über das Kinn hinab, er schlug seine Augen nieder, und er stieß Malchen oon sich, als sie näher zu ihm kam.

„Ey, Ey, Bruder, sagte Malchen, du wirst dir durch deinen Trotz gewaltig im Lichte stehen. Der Großvater hat herüber geschickt, und hat dich und mich zu sich bitten lassen, mit dem Ausdruck: er werde uns heute eine vorzügliche Freude machen.“

„Ich mag nicht, will nicht; ich gehe nicht zum Großvater,“ erwiederte Carl trotzig und sehr unfreundlich.

„Also könntest du den guten, lieben Großvater ärgern, der uns so oft beschenkt, so oft uns das Leben so froh gemacht hat? Und wird dein Betragen unserer Mutter nicht

recht sehr mißfällig seyn? Malchen führte noch manchen andern Grund an, der den kleinen trotzigen Menschen zu sich selbst hätte bringen sollen; aber der Knabe war durch seine ehemalige Wärterin so verwöhnt, daß kein Zureden half, wenn er trotzte. Und je mehr man ihm zuredete, desto trotziger wurde er.

Carls Mutter kam; sagte ebendasselbe, was Malchen gesagt hatte. Aber, wer sollte es glauben, er blieb stumm und flämisch sitzen, und antwortete keine Sylbe.

„Ich denke, diese Einladung soll dir eine große Freude machen, und du benimmst dich so unartig dabey?" sagte die Mutter. „Gut, trotze du! Malchen gehet allein zum Großvater; du magst zu Hause bleiben."

Es that Malchen wehe, daß ihr Bruder an diesem Vergnügen nicht Theil nehmen sollte. Sie flüsterte der Mutter heimlich ins Ohr, daß sie noch einen Versuch wagen wollte, ihren Bruder zu gewinnen.

„Nein," antwortete die Mutter: verschwende kein Wort, keine Sylbe an den unwürdigen Menschen. Sag es dem Großvater aufrichtig, warum du deinen Bruder nicht mitbringest. Ich habe nur einiges noch in meiner Haushaltung zu besorgen, dann komme ich nach.

Malchen gieng mit schwerem Herzen. Sie nahm recht liebreich und schmeichelnd von ihrem Bruder Abschied; sie glaubte, nun müsse er doch nachgiebiger werden. Aber wie Carl zeither gewesen war, so blieb er halsstarrig fort. —

Malchen gieng. Auch die Mutter gieng, und warf einen verächtlichen Blick auf den ungehorsamen, trotzigen Sohn.

Malchen wurde von dem Großvater unter vielen Liebkosungen sehr wohl aufgenommen. Natürlich fragte der Großvater: wo

Carl bleibe? warum er nicht zugleich mit ihr gekommen sey?

Und Malchen vermäntelte ihres Bruders Betragen, erwähnte es nicht, daß er zu Hause sitze und trotze. „Vielleicht bringt die Mutter ihn auf den rechten Weg, vielleicht hat er sich durch sich selbst gebessert, und bittet die Mutter, daß sie ihm verzeyhe. Der Großvater hat dann eine Aergerniß weniger, und mein Bruder weniger Verdruß.“ So dachte Malchen, als sie die ganze Geschichte verschwieg.

Die Mutter kam nach. Aber sie hatte Carln nicht bey sich. Der Großvater fragte zum zweytenmale, und Carls Mutter erzählte dem Großvbter alles, alles, wie es sich zugetragen, wie sich der kleine störrische, trotzige Mensch benommen hatte.

„Recht so, recht so! sagte der Großvater. Mag er zu Hause bleiben, und trozzen. Aber zu mir soll er nie wieder, mir nie wieder vor die Augen kommen.“

Der Großvater machte Malchen mancherley Freude. „Ihr habt immer meinen Geburtstag gefeyert, sagte er, ich will heut aber auch meinen Nahmenstag feyerlich begehen. Ihr habt mich bey meinem Geburtstage beschenkt, bey meinem Nahmenstage will ich meine Enkel beschenken,“ sagte er.

Da brachte der alte Mann mit zitternden Händen zwey goldne Becher in seiner Hand. Jeder war mit silbernen Münzen, mancherley Werthes, vom Pfennig bis zu dem Thaler hinauf, wenigstens halb vollgefüllt. Auf einem dieser Becher stand Malchens Nahme; auf dem andern der Nahme Carls.

„Sieh, meine gute Enkelin! diesen Becher schenke ich dir zum Andenken. Alle die darinnen befindlichen schönen Münzsorten sollen deine seyn. Ich hatte nicht so viel seltene und schöne Münzen, daß ich beyde Becher hätte vollfüllen können; darum theilte ich solche, und gab dir die Hälfte, und die andere Hälfte sollte dein Bruder

haben. Da sich dieser aber so ungehorsam betragen, so wenig Liebe zu mir gezeigt hat, so schenke ich dir, gutes Malchen, auch die zweyte Hälfte."

Und er nahm den Becher, der für Carln bestimmt war, und schüttete die Münzen, die in diesem lagen, in den Becher, den er Malchen nun in die Hände gab. Zugleich seegnete er sie mit den rührendsten Glückwünschen und dringendsten Ermahnungen, immerdar ein so gutes Mädchen zu bleiben, wie sie zeither gewesen sey, und daß, sie mit ihren wachsenden Jahren, auch in der Tugend fortwachsen möge.

Malchen weinte Freudenthränen, und der Beyfall des Großvaters, die Zufriedenheit, die er ihr bezeigte, gaben nun diesem Geschenke den höchsten Werth. Aber ihre Freude würde noch weit größer gewesen seyn, hätte sie solche mit ihrem Bruder theilen können. Sie bat den Großvater inständigst, nur diesesmal Carln noch zu vergeben,

und es ihr zu erlauben, daß sie nach Hause gehen, und einen Versuch machen dürfe, ihren Bruder gewinnen zu können. „Vielleicht, sezte sie hinzu, hat er sich besonnen, und hat seinen Troz vergessen.

„Malchen," antwortete der Großvater, hätte auch Carl seinen Troz vergessen, wie du dich ausdrücktest, so haben wir es deshalb nicht vergessen, wie unartig er gewesen ist. Er muß es fühlen, daß wir ihm nicht nachgeben dürfen. Bestraften wir ihn nicht, er würde es noch weiter treiben. Carl muß es einsehen lernen, daß der Troz niemanden mehr, als sich selbst, schadet. Malchen, ich habe noch eine kleine Gesellschaft von Kindern zu mir gebeten. Diese mußt du empfangen, du kannst also nicht weggehen. Macht euch lustig. Je vergnügter ihr seyd, desto lieber ist es mir. Carl ist selbst Schuld, daß er an diesem Vergnügen nicht Antheil nehmen kann. Er mag in seinem Schmollwinkel

sitzen bleiben, und mag trotzen, so viel er will. Es wird sich niemand um seinen Trotz kümmern, und, was ich schon gesagt habe, er wird niemanden dadurch, als nur sich selbst, schaden."

Die Gesellschaft, welche der Großvater gebeten hatte, kam, und, was hatte Malchen für Freude! Alle, alle waren ihre besten Freunde, waren sorgfältig von dem lieben Großvater ausgewählt worden. Wie war Malchen heute so vergnügt, wie waren es Alle, die dieses Vergnügen mit ihr theilen sollten. „Oft waren wir schon beysammen, aber so ungestört, so ununterbrochen vergnügt waren wir noch nie:" sagten Einige.

„Aber Carl ist auch nicht da," erwiederten Andere. Er hat uns fast allemal Verdruß gemacht. Alles soll nur nach seinem Kopfe gehen, und wenn das nicht geschieht, was er wünschet, so trotzt er so lange, bis es geschieht."

„Er hat sich gewiß auch durch sein Trotz-

köpfchen um dieses Vergnügen gebracht,“ bemerkten wieder Einige aus der Gesellschaft: denn krank ist er nicht, wir hätten gewiß schon etwas davon gehört.“

Malchen thaten diese sehr wahren Bemerkungen weh; sie benahm sich aber ganz klug dabey, und sie that, als hörete sie solche nicht.

Das Vergnügen, das diese Kinder unter sich genossen, dauerte selbst den ganzen Abend hindurch. Und als sie von einander schieden, so dankten Alle, Alle Malchen aufrichtig und mit heitern Gesichtern, daß sie ihnen diese Freude gemacht hatte.

Wie aber gieng es Carln in seinem Schmoll- und Trotzwinkel? Alle Augenblicke kam einer von den Dienstboten, und erzählte es dem andern, wie vergnügt die Kinder bey dem Großvater wären; wie mitten unter ihnen der Großvater säße, und ein Spiel-

chen nach dem andern angebe. Das hörte Carl. Jetzt kam die Reue. Er sah sich allein ausgeschlossen von dieser muntern Gesellschaft. Und in dem väterlichen Hause kümmerte sich keine Seele um ihn, denn es war allen untersagt worden, auch nur die kleinste Frage an Carln zu thun, und eben so streng hatten es die Eltern ihnen verboten, weder Carln auch nur das geringste zu geben, wenn er irgend etwas verlange, noch auch die unbedeutendste seiner Fragen zu beantworten.

Carl forderte trotzig: ich will etwas zu essen haben.

Und der Bediente brachte ein Stückchen trocknes Brod und Salz.

„Wie? trocknes Brod soll ich essen, und Salz?" fuhr Carl trotzig auf. „Esse das, wer will, ich esse es nicht."

„Ihre Frau Mutter hat mir nichts weiter für sie gegeben; wenn sie essen wollten,"

antwortete der Bediente, und gieng ganz kalt zum Zimmer wieder hinaus.

Die Köchin kam in das Zimmer. „Bey dem Großvater muß es ganz delikat zu essen seyn, murmelte sie vor sich hin; denn das verräth der Geruch schon.“

Carl hörete, was sie sagte; aber er ließ es sich nicht merken, daß er es gehört hatte, sondern verlangte von ihr sein Abendbrod.

„Ich habe weiter nichts für sie, als trocknes Brod und Salz,“ antwortete sie.

„Nein, das ist erschrecklich, das ist nicht wahr! Trocknes Brod giebt man nur Bösewichtern,“ rief Carl erzürnt.

„Trotzköpfe, besonders so junge Trotzköpfe sind, auch keine gute Menschen,“ sagte die Köchin, und wollte wieder zur Thür hinaus gehen.

„Mich dürstet. Sophie, gieb mir zu trinken!“ forderte Carl ungestüm.

Sophie gieng; kam bald wieder und brachte ein Glas Wasser.

„Das ist zum toll werden,“ tobte Carl. Die Köchin kehrete sich aber an sein Toben nicht, und gieng, ohne ihm eine Sylbe Antwort zu geben, zur Thür hinaus.

Carl ließ das Brod stehen, ohne es zu essen; er ließ das Wasser stehen, ohne zu trinken. „Sie müssen dir doch deine Suppe bringen und dein Glas Bier, was du alle Tage bekömmst, dachte er. Man will dir nur Verdruß machen.“ Aber er lauerte ein Stündchen, noch ein Stündchen — und es ward ihm weder die Suppe, noch das Bier gebracht.

Großer Hunger und Durst thut weh. Was war zu thun! Er mußte, weil es ihn immer stärker und stärker hungerte, das trockne Brod essen, und das Wasser trinken. Er sah, daß er hier mit seinem Trotzkopf nun nichts weiter ausrichtete.

Die Zeit wurde ihm entsetzlich lang. Alles, was ihm sonst Vergnügen machte, gewährte ihm kein Vergnügen mehr. Seine

letzte Zuflucht war das Bett. Er legte sich schlafen. Aber auch schlafen konnte er nicht gleich. Lange wälzte er sich in dem Bette herum, und ward immer verdrüßlicher und verdrüßlicher. Endlich schlief er aber doch ein.

Malchen hatte die ganze Nacht hindurch vortreflich geschlaffen. Minder gut schlief Carl. Sein Trotzkopf verfolgte ihn sogar noch mit manchen unangenehmen Träumen.

Malchen stand heiter und vergnügt auf. Carl war aber verdrüßlich, als er sein Bett verließ, es war ihm, als wenn ihm seine Glieder alle zerschlagen wären.

Malchen erzählte ihm alles, was gestern in ihrer angenehmen Gesellschaft vorgefallen sey, und wer von ihren Freunden in dieser Gesellschaft gewesen war. Aber Carl hörte sie nicht an. Ob das aus dem Gefühl der Reue und Kränkung geschah, daß er gestern so unartig gewesen war; oder ob sein Trotz

auch heute noch fortdauerte, das will ich nicht entscheiden. Vielmehr wollen wir zur Ehre seines Herzens glauben, daß er aus Reue Malchen nicht aushören wollte.

Er bemerkte den schönen goldenen Becher, welcher auf Malchens Tisch stand, und las die Inschrift, Malchens Vor- und Zunahmen.

„Sieh, lieber Bruder, auch du hättest heute einen solchen schönen Becher, wie ich, wenn du gestern nicht so unartig gewesen wärest, und des Großvaters Einladung nicht vertrotzt hättest.“

Carl. Fragte denn der Großvater nach mir? —

[illegible] Das kannst du glauben. Wo bleibt Carl? war sein erstes Wort, als wir ihn begrüßt hatten. Da erzählte es ihm die Mutter. Natürlicherweise wurde der Großvater böse auf dich, als er die Ursache hörete, und er sagte: Carl soll lange warten müssen, ehe er mich wieder besuchen

darf. Und von nun an erwähnte er deiner mit keiner Sylbe mehr. Da stunden nun zwey schöne Becher auf seinem Tisch. Er brachte sie beyde und zeigte sie der Mutter. Diesen, den du hier betrachtet hast, gab er mir. Denke dir meine Freude! als ich meinen Nahmen las. Den zweyten Becher setzte er wieder hin, und es schien ihn zu kränken, daß er ihn wieder hinsetzen mußte. Und dieser Becher, lieber Carl, war für dich bestimmt, denn er führete deinen Nahmen. Halbvoll war der meinige mit verschiedenen schönen silbernen Medaillen und Münzen aller Arten; halbvoll war auch der Becher, der für dich bestimmt war. Bald darauf nahm er diesen Becher, und auch den meinigen, schüttete aus jenem die Münzen in den meinigen, und gab mir solchen wieder zurück. Ich bat ihn, ob ich nicht mit dir theilen dürfe? Nein, antwortete er. Carl ist ein Trotzkopf. Er soll nichts haben. Ich entschuldigte dich, und sagte, du könn-

test vielleicht krank seyn. — Aber er nahm meine Entschuldigung nicht an, und erwiederte: Auf diese Weise wäre Carl alle Tage krank. Man hätte dir so viele Vorstellungen gemacht, habe dich schon so oft deswegen bestraft, aber du hättest dich immer noch nicht geändert. Man müßte dich nun deinem unglücklichen Schicksal ganz überlassen; du würdest endlich nur mit großem Schaden klüger und besser werden müssen.

Da stutzte Carl, und sah seine Schwester mit betrübten Augen an. Um ihn nicht tiefer zu kränken, erwähnte Malchen jetzt mit keiner Sylbe des gestrigen Tages mehr, auch verbarg sie ihre Freude so viel, wie ihr nun möglich war; denn sie glaubte, Carl könne diese ihre ungeheuchelte, wahre Freude doch endlich für eine Schadenfreude halten, daß er nicht auch einen so schönen Becher mit so vielen Münzen habe, ob er ihn gleich eben so gut haben könne, als sie.

Da kamen nun Alle, die im Hause waren, und besahen den Becher, bewunderten ihn, und was darinnen war. Und wer ihn gesehen hatte, sagte, daß Malchens gute Aufführung diese Belohnung des Großvaters verdient habe. Dann, wenn sie den Becher aus der Hand setzten, sahen sie Carln mit einem Blick an, der ihn gleichsam fragte: Und warum hast du nicht ebenfalls einen solchen Becher von deinem Großvater bekommen? —

Carl schämte sich. Das war gut. Aus der Schaam entstehet Reue, aus einer aufrichtigen Reue endlich Besserung.

Carl schlüpfte in einen einsamen Winkel, und dachte über sich, und all die schlimmen Folgen nach, die sein trotziges Wesen gehabt hatte. „Nein, Carl, so sprach er zu sich selbst, du mußt dich ändern; du richtest mit deinem Trotzkopfe nichts aus, und ziehst allemal den Kürzern. Da hat nun Malchen wieder einen Vorzug mehr — sie hat den schönen Becher, du hast nichts aufzu-

weisen. Und was nun noch schlimmer ist, der gute Großvater liebt mich vielleicht nun weniger, als sie. — Nein, das kann, das darf nicht so bleiben, du sollst, du mußt deinen Trotzkopf ändern." —

Und nach diesem Selbstgespräch gieng er zu seiner Mutter, und gelobte es ihr mit weinenden Augen, daß er sich ändern, daß er sich bessern, daß er nie wieder trotzig seyn wolle.

Dieses freywillige Versprechen machte der Mutter sehr viel Freude, und sie ermunterte ihn, dieses Versprechen zu halten: dann solle alles von ihr vergessen seyn, und er werde sich auch dadurch die Liebe des Großvaters wieder erwerben können.

Einige Zeit hielt Carl Wort. Er wurde gefälliger, nachgebender. Die Mutter stellete ihn oft auf die Probe, und sie hatte Ursache, mit seinem Betragen zufrieden zu seyn.

Carl gestand es sich selbst, seiner Mutter und seiner Schwester, daß er von dem Augenblick an, als er sich geändert, und seinen Trotzkopf bezwungen habe, ein vergnügterer, zufriedener Mensch geworden sey. Auch der Großvater hatte eine große Freude darüber, und er versprach ihm, daß er ebenfalls einen goldnen Becher bekommen solle, wie seine Schwester Malchen, wenn er ein Jahr lang Beweise geben werde, daß seine Besserung anhaltend und dauernd gewesen sey.

Wer wird Carln nicht Glück wünschen?

Es zeigte sich aber doch eine Gelegenheit, wo Carl seinen Trotzkopf wieder aufsetzte.

Malchen ward kränklich. Der Arzt verordnete ihr gewisse Speisen, und untersagte manche, die zur gewöhnlichen Hausmannskost gehörten. So aß denn Malchen bisweilen eine Taube, ein Huhn und dergl. Tauben und Hühner aß auch Carl sehr gern.

Er verrieth seinen Appetit, äußerte sogar, daß er wohl wünschte, einmahl krank zu seyn, weil ein Kranker manche Lieblingsspeise genösse, die seltener nur für den Gesunden gekocht oder gebraten würden. Malchen wollte mit ihm theilen, und bot ihm die Hälfte von dem an, was sie auf ihrem Teller vor sich hatte. Die Mutter gab es aber nicht zu, und sagte: jedes solle das genießen, was sie ihm vorgelegt habe.

Da verzog Carl sein Gesicht, legte Messer und Gabel nieder, und aß nun keinen Bissen mehr.

Die Mutter beobachtete ihn scharf.

Nach einigen Augenblicken redete sie Carln an: Wie kommt es, mein lieber Sohn, daß du mit einemmal so ernsthaft geworden bist? Fehlt dir etwas?

„Mir fehlt nichts," antwortete Carl; man sah es aber in seinen Blicken, hörte es an seiner Stimme, und aus seinen Wor-

ten, daß ihm doch etwas nicht recht war, oder daß ihm etwas fehle.

„Carl, sagte die Mutter nach einigen Augenblicken, warum ißt du nicht?"

„Mich hungert nicht," antwortete Carl, und machte noch eine verdrüßlichere Miene, als vorher.

„Nun so wollen wir aufstehen, wenn du satt bist. Ich weiß jedoch, daß du gewöhnlich mehr ißt, als du heut gegessen hast. Schmeckt dir es etwann darum nicht, weil Malchen etwas anderes genießen muß, als wir, weil sie krank ist? Carl, Carl, wache über dich, daß du nicht wieder in den alten Fehler fallen, und wieder ein Trotzkopf werden mögest; dein Betragen läßt uns so etwas ahnden. Es sollte mir leid thun, wenn du dich wieder um das gute Zutrauen bringen wolltest, worein du dich seit einiger Zeit bey uns gesetzt hast. Du sagtest, du seyst satt. Ich glaube dir; darum wollen wir nun vom Tisch aufstehen. Bist du noch

hungrig, so ist die ganze Schuld dein, und du hast nur über dich, und über weiter niemanden zu klagen."

Carl stand hungrig vom Tische auf. — Dir geschieht recht, sagte er zu sich selbst. Folge der Mutter, und sey wachsam auf dich!" Und von nun an bot er alle seine Kräfte auf, diese Wurzel wieder auszurotten, die neuen Boden fassen wollte. So sauer es ihm ankam, sein Trotzköpfchen ganz zu verläugnen, so gelang es ihm endlich doch.

In Gegenwart seiner Mutter, Schwester, des Großvaters und Aller die in seiner Mutter Hause aus- und eingiengen, nahm er sich wohl in Acht, etwas ertrotzen zu wollen. War er aber unter Kindern, oder erwachsenen Menschen, die, nach seiner einfältigen Meinung, nicht so vornehm waren, als seine Eltern, da vergaß er sich biswei-

len. Bald aber wurde er auch hier eines andern belehrt.

Einst spielte er in Gesellschaft von Kindern, deren Eltern Landleute waren. Diese Kinder waren so gefällig, daß sie ihm in Allem folgten, was er angab. Sie glaubten, nun auch einige Spiele vorschlagen zu können. Aber so oft sie eins vorschlugen, verwarf es Carl. „Wenn ihr dieses Spiel spielen wollet, äußerte er, so sage ich mich aus.“

Da es Carl diesen Knaben so kraus machte, und sich gar nicht in sie fügen wollte, ob sie ihm gleich sehr lange zu Gefallen gelebt hatten, so erklärten sie frank und frey, daß er trotzen, und für sich allein spielen möge. Sie thaten gar nicht, als wenn er gegenwärtig sey, spielten recht einig und vergnügt unter einander. Sie redeten ihn nicht wieder an, weil er verschiedentlich unartige Antworten gegeben hatte. Je länger er trotzte, desto weniger nahmen

sie seiner Unart wahr, und ließen sich durch ihn nicht weiter stören. Endlich besann er sich, gab nach, und wurde nun von diesen seinen Gespielen wohl aufgenommen.

Carl sah es ein, daß man auch in Gesellschaft Geringerer nicht trotzen dürfe, weil man nichts damit ausrichte. Er ließ nun ganz von dieser seiner Unart ab, und je älter er wurde, ein desto gefälligerer, liebenswürdigerer Mensch ward er. Man suchte und ehrete seinen Umgang.

IX.

Der bestrafte Schwätzer.

Anton redete immer sehr viel, und überlegte nicht allemal genau, was er redete. Er bildete sich ein, daß derjenige, welcher viel spreche, sich das Ansehen gebe, daß ihn Andere für einen gefälligen, liebenswürdigen Gesellschafter halten müßten. Er war schon als ein Knabe von vier und fünf Jahren unter viele Menschen gekommen, die seine läppischsten Einfälle bewunderten, und ihn „das Kind von einem seltenen Verstande" nenneten. Einige thaten

dieses aus Dummheit, Andere wieder aus einer elenden Schmeicheley, um sich bey Antons Eltern beliebt zu machen.

Anton wurde älter und nun auch dreu-ster. Als Kind hatte man ihm geschmei-chelt, als Knabe von acht Jahren hatte er den Dünkel, oder den falschen Wahn, daß alles, was er sage, einen großen Ver-stand verrathe, ihn auszeichne, und seine Worte und Erzählungen güldene Sprüche und unumstößliche Wahrheiten seyn müßten. Wenn größere, einsichtsvollere Menschen über etwas sich berathschlagten, mischte er sich unter sie, und gab ihnen bald diesen, bald jenen guten Rath nach seiner Art. Man-chem wurde er damit lästig, denn sie brauch-ten seinen kindischen Rath nicht, und sie verbaten sich es, daß er sich unter sie mi-sche. Manche hingegen duldeten ihn, weil sein Vater ein angesehener, vornehmer Mann war.

Wenn man sich etwas erzählte, so wußte er dieses entweder besser, oder er störete die Erzählenden mit einer ähnlichen Geschichte, uud unterbrach sie.

Sobald er jemanden gewahr wurde, den er nur einigermaßen kannte, mit dem er vielleicht nur ein einzigesmal in Gesellschaft gewesen war, so eilte er auf ihn zu, und plauderte ihm tausenderley vor, daß dieser Mühe hatte, seiner los zu werden.

Wenn er ein Geschichtchen hörete, so konnte er es selten aushören, und es marterte ihn die Ungeduld und die Begierde, es sogleich wieder an den Mann zu bringen.

Oft, recht sehr oft, plagte er die Menschen mit mehr als dreyßig Fragen hintereinander, wenn er sich den Weg zu fremden Leuten bahnen wollte, um seine Angewohnheit, immer schwatzen zu müssen, befriedigen zu können.

Sein Vater und seine Mutter hatten ihm diese Unart oft verwiesen. Der Vater besonders hatte es ihm aufs deutlichste zu machen gesucht, daß ein junger Schwätzer Andern sehr lästig werde, daß er zuvor, weil er allzuviel schwatze, das nicht allemahl ganz genau überlegen könne, was er sage, und deshalb schlechterdings lächerlich werden müsse. Aber alle diese guten Lehren fruchteten wenig. Wenn Anton in Gesellschaft seiner Eltern war, so nahm er sich zusammen, und schwatzte wenig. Sobald aber diese nicht gegenwärtig waren, so überließ er sich dieser seiner Unart ganz.

Um schwatzen zu können, so mußte er bald diese, bald jene Neuigkeit wissen. Um diese zu wissen, mußte er sehr neugierig werden.

Antons Vater war betrübt darüber, daß, trotz aller ernstlichen Verwarnungen, sein Sohn sich nicht bessern wollte, denn er hatte

aufrichtige Freunde genug, die seines Sohnes Unarten ihm nicht verhehlten.

„Daß er, wenn ich in seiner Nähe bin, sich zusammenrafft, und sein unartiges Wesen zu bekämpfen sucht, würde mir lieb seyn; daß er aber dieser Sucht den vollen Lauf läßt, sobald ich nicht bey ihm bin, das ist fürwahr sehr schlimm. Du mußt schon andere Mittel und Wege erwählen, ihn ganz zu bessern.“ So dachte Antons Vater, und er säumte nicht, diese Mittel und Wege auf das baldigste zu erwählen.

Eines Tages bestellte er eine Gesellschaft junger und älterer Menschen, die ebenfalls Freunde seiner Familie waren, zu einem seiner Freunde. Er bat diese, alle sollten sich die geläufigste Schwatzhaftigkeit zur Schuldigkeit machen, und wenn Anton in ihren Zirkel käme, sollten sie ihn jeder, der Eine mit einer Menge Geschichtchen, der Andere mit einer Menge Fragen bestürmen.

Anton kam. Er ahndete nicht, was über ihn beschlossen war. Sein Vater wohnte dieser Gesellschaft nicht bey, und ließ sich durch Anton entschuldigen, daß ihn dringende Geschäfte abhielten, an diesen heutigen Vergnügungen Theil zu nehmen.

Anton hatte kaum seines Vaters Befehl ausgerichtet, so fieng er schon an, seine Neuigkeiten auszukramen, die er da und dort gehöret, und sich gleichsam für diese Stunden gesammelt hatte. Kaum hatte er angefangen zu erzählen, so unterbrach ihn einer aus der Gesellschaft, und sagte: daß dieses ein altes, altes Geschichtchen sey, welches sich schon zugetragen habe, ehe noch Anton gebohren worden sey. Andere wieder erzählten einige Geschichten, die seinem ähnlich waren. Anton wollte sie unterbrechen, aber sie ließen sich nicht stören; sie erzählten fort, und Alle, die ihnen zuhöreten, waren so aufmerksam, daß sie

nicht ein Wörtchen von ihren Erzählungen unbemerkt sich entschlüpfen lassen wollten.

Anton wollte sich fast gewaltsam Gelegenheit verschaffen, daß auch er eine merkwürdige Geschichte zu erzählen habe, die Alle ergötzen solle. Er gieng zu diesem, er gieng zu jenem. Jeder aber verwies ihn zur Ruhe, und bemerkte, daß er sie doch nicht stören sollte.

Wäre Anton nur einigermaßen klug gewesen, so hätte er sich zurückgezogen, hätte gar nicht gethan, als wenn auch er die Versammelten mit seiner Erzählung unterhalten wollte; vielmehr hätte er recht aufmerksam zuhören sollen. Aber daran dachte Anton gar nicht. Er fieng an, ein Mährchen zu erzählen, obgleich kein Einziger der Gesellschaft auf ihn Acht gab. Er gesellte sich pfiffig genug zu dreyen aus der Gesellschaft, erhob seine Stimme, daß sie ihn schlechterdings hören mußten. Er nahm diesen bey der Hand, jenen zupfte er

bey dem Rocke. — Sie sahen wohl auf ihn herab; aber sie thaten nicht, als wenn sie ihn höreten.

Nun hatten die Uebrigen ihre Erzählungen vollendet. Es war eine Stille in der ganzen Gesellschaft; Anton sprach allein.

„Was erzählst du da? fragte der eine, den Anton bey der Hand hatte, der sein Auge zu ihm, aber seine Ohren von ihm gewendet hatte?"

„Was? sie fragen mich, was ich erzählt habe, und ich erzähle fast schon eine halbe Stunde? Sie sahen mich doch an."

„Aber ich hatte meine Ohren auf Jene gerichtet."

Die übrige Gesellschaft lächelte.

Dieses Lächeln hätte für Anton eine Strafe seyn sollen. Aber dafür nahm es der geschwätzige Anton nicht auf.

„Nun, so muß ich wohl meine Erzählung ganz von vorne wieder anfangen." Und ohne weiter zu fragen, ob dieses die

Gesellschaft wünsche? begann er seine Erzählung von neuem. Aber kaum hatte er angefangen, so unterbrachen sie ihn alle, daß dieses Mährchen, denn weiter sey es nichts, ob er es gleich für eine wahrhafte Geschichte ausgeben wolle, ihnen längst, längst schon bekannt sey.

Anton versicherte, daß er diese Geschichte aus dem Munde dessen gehört habe, dem sie wirklich begegnet sey. Sie sollten nur auf die Nebenumstände Acht haben.

Aber es blieb dabey, daß es ein altes Mährchen sey. Anton ließ sich nicht stören, und erzählte fort. Da lachten ihn Einige aus; Andere machten spöttische Gesichter und Bemerkungen; Andere wieder wurden sichtbar verdrüßlich.

Anton sah sich genöthiget, wieder abzubrechen. „Gut denn, sagte er, wenn ihnen also diese Geschichte bekannt ist, so will ich ihnen eine Neuigkeit erzählen. Ich war so eben ein Augenzeuge dieser Begebenheit.“

Und ohne weiter abzuwarten, ob man ihn anhören wolle, erzählte er seine Neuigkeit. Niemand hörete auf ihn. Er erzählte sich es selber, was er erzählte, denn ein Anderer unterhielt die Uebrigen der Gesellschaft, dem sie gern und äußerst aufmerksam zuhöreten. Anton vergaß sich so sehr, daß er dem Erzähler widersprach, und versicherte, daß er alles dieses genauer wisse. Aber auch hier hörete ihn niemand, und Alle, Alle winkten mit den Händen, daß er schweigen möge, und daß sie von ihm nichts wissen wollten.

Anton verließ nun die Gesellschaft, ohne Abschied zu nehmen, und gieng wieder nach Hause.

Der Vater merkte ihm seinen Verdruß sogleich ab. Anton erzählte, was ihm begegnet war, und war unwillig über das Benehmen, das man gegen ihn geäußert hatte.

„Mein Sohn, erwiederte der Vater, du hast kein Recht, über diese guten Leute unwillig zu seyn. Du selbst hast dir diese Be-

handlung zugezogen. Wie oft warnte ich dich, wie oft habe ich es vorausgesagt, daß dieses, was dir heut begegnet ist, endlich erfolgen müsse. Du machst jeden, der mit dir in Gesellschaft ist, durch dein Geschwätz unwillig. Nur du allein willst sprechen, die Andern sollen mit keiner Sylbe aufkommen, und eben so gut sprechen dürfen, als du. — Das verräth ein überkluges Wesen, oder eine dreuste Unverschämtheit. Man hört dergleichen Menschen einige Zeit an, und denkt über das nach, was sie sprechen. Bald verräth sich es, daß sie nur sprechen, um etwas sprechen zu wollen. Man nennet sie mit allem Recht Schwätzer, flieht entweder ihren Umgang, oder demüthiget sie, anfangs mit einer glimpflichen Zurechtweisung; achten sie darauf nicht, so züchtiget man sie mit Verachtung, und sucht ihrer auf alle Weise los zu werden. — Duldet man sie ja, so geschieht es meistentheils, um sie zum Besten zu haben. Und wie tief muß ein Mensch gesun-

ken seyn, der sich dieses gefallen läßt, und diese Winke nicht benutzt, sich zu bessern, und seine Unart abzulegen. Wie dumm und einfältig muß er seyn, wenn er sich gar eine solche Behandlung zur Ehre macht, und jenes erniedrigende Lächeln für Beyfall hält. Nimm alles, was ich dir gesagt habe, zu Herzen, überdenke es, und wenn du nicht ganz verdorben seyn willst, so wirst du dich gewiß bessern. Diesen guten Leuten, mit welchen du heute in Gesellschaft warst, werde ich danken, daß sie dich auf diese Weise aufmerksam auf dich selbst machen wollten.

Anton hieng über diese Belehrungen, die ihm sein Vater so sanft gab, den Kopf, und meynte, ohne daß er es mit Worten oder Mienen äußerte, daß ihm der Vater zu viel gethan habe.

Die Schwätzer, das hat man allgemein bemerkt, sind eingebildeti Menschen, und auch Anton war mit diesem Uebel behaftet. „Hm! dachte er, wenn mich auch jene demü-

thigen wollten, so giebt es doch noch viele Menschen, die sich nach meiner Unterhaltung sehnen.

Und was er dachte, sagte er auch zu einem jungen Menschen, der in jener Gesellschaft gegenwärtig gewesen war, worinnen Anton seine verdiente Demüthigung erhalten hatte.

„Mein Freund, sagte dieser, als er Antons Grundsätze gehört hatte, du hegest einen ganz falschen Wahn. Ich will dir es gar gerne glauben, daß du Leute finden wirst, die den kleinen Schwätzer mie Vergnügen anhören, und ihm ihren Beyfall schenken; allein ein solcher Beyfall ehret nie, vielmehr setzt er uns in den Augen der Besseren, Verständigen herab, und erniedriget uns eben so tief, als wir uns in solchen Fällen erhöhet glauben. Folge den Lehren deines Vaters, der es besser mit dir meynet, als es kaum ein Mensch in der Welt mit dir meynen kann."

Auch diese Warnung, so freundschaftlich

sie gegeben wurde, nahm Anton ziemlich empfindlich auf.

„Dich beleidigen wollte ich nicht, sagte Antons Freund. Was ich dir sagte, kam aus einem guten Herzen; denn ich liebe dich aufrichtig. Aber, eben darum, weil ich dich aufrichtig liebe, darf ich dir die Wahrheit nicht verhehlen. Ohne daß ich die Gabe besitze, zukünftige Dinge voraus zu sagen, so will ich dir doch sagen, was dir in Zukunft begegnen kann. Deine Plauderhaftigkeit, deine Schwatzhaftigkeit wird auch fremden Leuten bekannt werden. Man weiß, daß die Schwätzer sehr leichtgläubige Leute sind; man wird dich also für einen leichtgläubigen Menschen halten, der nach Art aller Schwätzer nur Neuigkeiten aufsammelt, um sie sogleich wieder erzählen zu können, und der daher nicht genau überlegt, was man ihm sagt; man wird dir eine Menge Unwahrheiten für Wahrheiten erzählen, wird unmögliche Dinge als mögliche dir glauben machen wollen, und dich hinterher

wackre auslachen, wenn du, treuherzig und albern genug, dergleichen Dinge für wahr ausgiebst, und, um mehreren Glauben zu gewinnen, betheuerst, selbst dabey gegenwärtig gewesen zu seyn."

Da lachte Anton seinem Freund spöttisch ins Gesicht, und sagte: So albern wie du mich glaubst, bin ich denn doch nicht.

„Die Zukunft wirds lehren, sagte Antons Freund: es soll mir angenehm seyn, wenn ich mich geirrt habe."

Und beyde schieden von einander.

Anton ärgerte sich noch lange heimlich über den aufrichtigen Freund, und gieng ihm so oft aus dem Wege, als er ihm begegnete. Hätte er sich der guten Vorschriften erinnert, die ihm gegeben worden waren, so hätte er sich einen größern Verdruß ersparen können.

„Für leichtgläubig hält man mich? sagte er zu sich selbst; mich, der wohl zu unter-

scheiden weiß, was zu glauben, und nicht zu glauben ist!" Und Anton kannte sich wirklich weit weniger, als ihn Andere kannten. Kaum verflossen acht Tage, so gab er schon einen deutlichen Beweis davon.

Zwey junge Männer, die oft Antons Vater besuchten, kamen von einem Spatziergange zurück. Sie sprachen mit einander sehr vertraut und heimlich. Im Vorbeygehen hörete er folgende Worte von ihnen: Wenn mann es nicht selbst gesehen hätte, wer würde dieses für möglich halten!

Antons Neugierde wuchs. „Wie? ist etwas wichtiges vorgefallen?" fragte er diese beyden jungen Männer.

„Allerdings," antwortete einer von ihnen, und machte eine verdrüßliche Miene, daß Anton sie im Gespräch unterbrochen hatte.

Darauf aber achtete der junge neugierige Mensch keineswegs, sondern fragte sogleich darauf: Um Vergebung, darf es unser einer

auch wissen, was so Wichtiges vorgefallen sey?

„Warum nicht? bekam er zur Antwort. Wir kommen so eben aus dem Schloßgarten zu Hödersthal.“

„O, da bin ich bekannt, es ist ein schöner Garten, erwiederte Anton.“

Und es war nicht wahr, daß ihm der Garten zu Hödersthal bekannt seyn konnte.

Beyde Herren konnten sich des Lachens kaum enthalten, und antworteten: Desto besser!

„O, zaudern sie nicht, bat Anton auf das dringendste, mir ihre wichtige Neuigkeit zu erzählen. Ich höre jede Neuigkeit gern, am vorzüglichsten aber wichtige Neuigkeiten.“

„Nun so hören sie denn, fieng der eine an: Wir kommen also geraden Wegs aus dem Schloßgarten zu Hödersthal, der auch ihnen bekannt ist Dort verließen wir ein junges, sehr schönes Frauenzimmer, das gleichsam eingemauert dastand, keinen Fuß

von der Stelle bewegen, keinen Arm rühren, und mit seinen Augen nur gen Himmel sehen konnte."

„Das ist wirklich etwas Wichtiges, etwas sehr Merkwürdiges! rief Anton aus: und sie haben Recht, wenn sie es nicht selbst gesehen hätten, wer würde dieses für möglich halten. Aber, meine Herren, sie haben es doch auch wirklich gesehen?"

„Wirklich wir haben es mit unsern eigenen Augen gesehen:" antworteten sie.

„Das wäre also ein zweytes Wunder. In Freyberg in Sachsen hatte auch ein junger Mensch das Unglück, daß er stehen blieb, und nicht wieder von der Stelle gehen konnte; man kann seine Fußtapfen noch heutiges Tages sehen, ob sich gleich diese traurige Begebenheit schon seit hundert und mehr Jahren ereignet haben soll. — Mein Vater hat diese Geschichte immer nur für ein Mährchen gehalten; aber nun wird er sich, wenn er dieses höret, eines andern belehren" —

erinnerte Anton, empfahl sich den beyden Herren, und lief sogleich über Hals und Kopf in die erste beste Gesellschaft, diese merkwürdige Geschichte wieder zu erzählen, damit ihm kein Anderer zuvorkommen möge.

Das gelang ihm auch. Er traf einen sehr großen Zirkel, worinnen sich sowohl Bekannte, als Unbekannte von ihm versammelt hatten.

„Nichts neues, nichts merkwürdiges?" war Antons erstes Wort und erste Frage.

Diejenigen, welche Anton kannten, sagten zu denen, die ihn nicht kannten, und sich über die unvermuthete Frage eines Knaben von zwölf Jahren wunderten: daß Anton ein kleiner dreuster Schwätzer sey, den man nicht allemal beschämen wolle, weil man seinen bescheidenen, braven Vater allgemein hochschätze. Einige hingegen aus der Gesellschaft erwiederten Antons Frage: daß sie nichts wüßten, und fragten dagegen: ob er etwas neues Merkwürdiges gehört habe?

„O, Wunderdinge kann ich ihnen erzäh-len, fiel ihnen Anton sogleich ins Wort. Im Schloßgarten zu Hödersthal sind diese Wunderdinge geschehen."

„Im Schloßgarten zu Hödersthal? frag-ten einige befremdend, wo liegt denn dieses Hödersthal?"

„Wie? sie wissen nicht, wo Hödersthal liegt? schlug Anton ein Gelächter auf — und der Schloßgarten zu Hödersthal ist einer der schönsten Gärten unserer Gegend, liegt kaum zwey oder drey Stunden von hier."

„Sonderbar!" flüsterten alle unter ein-ander sich zu, und sahen sich bedenklich an. Wir sind ihrer so viele, kennen unsere Ge-gend genau, und haben noch nichts von die-sem Garten gehört?"

Anton ließ sich aber nicht irre machen, und fieng an zu erzählen: Diesen Morgen kömmt ein junges Frauenzimmer, es soll die Tochter eines der angesehensten Männer aus einem

kleinen Städtchen seyn, das nahe bey Hö- dertsthal liegt, in diesen Garten."

„Können sie uns nicht sagen, wie das kleine Städtchen heißt? vielleicht löst sich dann das Räthsel des uns unbekannten Gartens auf:" fragten Einige.

„Mein Gott! sie müssen mich nicht unterbrechen; das wird sich Alles finden. Wenn ich unterbrochen werde, so erzähle ich schlecht, das weiß ich — fuhr Anton fort, ohne die gethane Frage zu beantworten. Also das junge Frauenzimmer geht im Garten spatzieren, bleibt mit einemmale wie angemauert stehen, kann keinen Fuß bewegen, keinen Arm rühren, kann nur seine Augen gen Himmel richten." —

„O ersparen sie sich der Mühe, uns ein Mährchen erzählen zu wollen," sagten die Jüngern, die in der Gesellschaft waren. — „O, lassen sie ihren unzeitigen Witz, sagten die Aelteren: das junge Frauenzimmer ist vielleicht nur eine Bildsäule. Bildsäulen

stehen, wie angemauert, können keinen Fuß regen, keinen Arm rühren, kein Auge verwenden."

„Sie irren sich Beyderseits; so etwas würde ich mir nicht erlauben, erwiederte Anton. Sie kennen doch Herrn Mann und Herrn Thörner?"

„O die kennen wir recht sehr gut; Sie sind brave, gute Männer," antworteten fast Alle in der Gesellschaft.

„Nun sehen sie, diese haben mir es erzählt, und Beyde sind Augenzeugen von dieser seltenen Begebenheit gewesen, erwiederte Anton dreust. Und in eben diesem Augenblick trat Herr Mann und Herr Thörner zum Zimmer herein.

„Es ist gut, daß sie kommen, meine Herren, eilte Anton augenblicklich auf sie zu.

Haben sie mir es nicht erzählt, daß in dem Höderstthaler Schloßgarten ein junges Frauenzimmer dastehe, wie angemauert, weder Hände noch Füsse regen, und nur aufwärts nach dem Himmel blicken könne?"

„Allerdings, sagten beyden Herren, das haben wir diesem jungen Menschen erzählt. Wir aber glaubten, er werde darüber nachdenken, was man ihm sage. Aber, wie wir sehen und hören, so hat er sich seinem alten Fehler wieder überlassen, ist gleich zu dem Ersten Besten gelaufen, um eine Neuigkeit an den Mann zu bringen. Um ihn aufmerksamer auf sich selbst zu machen, und uns hingegen von dem jungen Schwätzer zu befreyen, fertigten wir ihn mit einem Mährchen ab. Daß das, was wir ihm erzählten, ein Mährchen seyn mußte, hätte ihm der Nahme des Orts schon verrathen können. Wir erdichteten den Nahmen, nannten den Ort Höderstthal. Ob es nun gleich in

hiesiger Gegend und vielleicht wohl gar in der ganzen weiten Welt kein Hödersthal giebt, so fiel uns doch der leichtgläubige junge Schwätzer in das Wort, daß er mit einigen seiner Freunde mehreremale in Hödersthal gewesen sey. Kaum konnten wir uns des Lachens enhalten. Und da ihn der erdichtete Nahme des Orts nicht konnte schüchtern machen, so war ihm das Mährchen selbst, von dem armen unglücklichen jungen Frauenzimmer, sehr glaubwürdig.

Anton hätte nun vor Schaam zur Erde sinken sollen; aber nein, er war mehr unverschämt, als dreust, und sagte: warum sollte ich ihnen diese Geschichte nicht geglaubt haben? Eine ähnliche hat sich in Freyberg zugetragen.

„Ich rede nicht von der Geschichte, antwortete Herr Thörner, denn diese Geschichte ist wirklich geschehen, und man kann nur vor

das Thor hinaus in den Reichelschen Garten gehen, so wird man sich überzeugen."

Alle, die dieses anhörten, merkten es an Herrn Thörners Mienen, daß er den kleinen Anton in eine neue Verlegenheit setzen wolle.

Kaum hatte Anton den Nahmen des Reichelschen Gartens gehört, so nahm er heimlich seinen Hut, und schlich aus der Gesellschaft.

„Ich wollte wetten, sagte Herr Thörner, Anton läuft in den Reichelschen Garten, und wird zum zweytenmale getäuscht."

Und Herr Thörner hätte wetten können, denn er hatte sich wirklich nicht geirrt.

Nach einer guten halben Stunde kam Anton wieder zurück. „Nein, Herr Thör-

ner, sagte er, sie mögen mir auch wieder sagen, was sie wollen, ihnen glaube ich kein Wörtchen. Auch im Reichelschen Garten giebt es kein solches unglückliches Mädchen. Ich habe mich überall umgesehen, und nirgends, nirgends etwas entdecken können. Endlich fragte ich den Gärtner, der mußte doch von dieser Geschichte wissen; aber auch er wußte kein Wörtchen und lachte mir ins Gesicht. —"

„Ja freylich, antwortete Herr Thörner, wenn sie nicht mit allen beyden Augen gesehen haben, so konnten sie das Mädchen nicht entdecken."

„Wie, was? erwiederte Anton hastig, sie glauben also wohl, ich hätte nur mit einem Auge gesehen.

„Das glaub ich fest, sagte Thörner: denn sonst hätten sie die steinerne Figur,

die an dem Eingang stehet, schlechterdings für das Mädchen erkennen müssen, das keinen Fuß, keine Hand regen, und mit seinen Augen nur aufwärts nach dem Himmel schauen kann."

Da war auch keins in der Gesellschaft, das nicht überlaut gelacht hätte. Und Anton? — wie stand der da!

Antons Freund, der ihm nur vor kurzem eine so gute Vermahnung gegeben hatte, war sehr über die Beschämung dieses jungen Menschen betreten. Er nahm ihn sanft bey der Hand: Wenn dich diese Behandlung noch nicht klüger und besser macht, sagte er, so gebe ich dich verlohren. Hättest du mir gefolgt, so hättest du schon heute eine Demüthigung weniger gehabt. Wirst du nicht bald in dich gehen, so fürchte ich, daß es noch weit schlimmer kommen wird. Jetzt bist du noch ein Knabe. Kindern vergiebt

man eher, als erwachsnen Menschen; auch vergißt man solche Fehler und Untugenden der Kinder eher; begehest du diese aber als Jüngling und Mann, so sind sie unverlöschlich."

So viel wir wissen hat sich Anton wirklich gebessert, und diese große Untugend abgelegt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Claudius, Georg Carl,

Kleine Kinderwelt oder neues Lesebuch zur ersten Bildung des gesunden Menschenverstandes für das Alter von fünf bis acht Jahren

Bd.: 3

Leipzig 1801

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.263(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11301450-0